



Inhalt:

| | | | |
|--|-------|-----------------------------------|-------|
| „Der Soldat gegen den Krieg“ | 29—35 | Von unseren Hochschulen | 40—41 |
| Die Ausbildung der Berufsschullehrer | 35—37 | Pro und Contra | 41—44 |
| Was ist Anthropologie? | 37—38 | Literatur: Neue Bücher | 44—46 |
| Die Aufgabe der deutschen Hochschule | 38—39 | — : Zeitschriften | 46—48 |
| Neuregelung des Arbeitseinsatzes | 39 | — : Dissertationen | 48 |

„Der Soldat gegen den Krieg“

Baron Jacques Benoist-Méchin, Hauptschriftleiter der „Europe Nouvelle“, Paris, wurde besonders bekannt durch ein dreibändiges Werk: „Histoire de l'Armée Allemande depuis l'Armistice“, das als ein politisches Ereignis von besonderer Bedeutung gewertet wurde, und dessen erster Band — „Vom Kaiserheer zur Reichswehr“ — inzwischen in deutscher Übersetzung (herausgegeben von Oberstleutnant a. D. Carl Henke, verlegt bei Dietrich Reimer in Berlin) erschienen ist.

Unter der Überschrift „Der Soldat gegen den Krieg“ veröffentlichte Jacques Benoist-Méchin in der Zeitschrift „Geist der Zeit“ eine Studie, die weitgehendstes Interesse, namentlich auch bei den technischen Berufsträgern beanspruchen darf; ist es doch gerade die Entwicklung der Technik, die bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des „Krieges“ zum „Totalen Krieg“ unserer Zeit ausgeübt hat, die dazu veranlaßte, daß neuerdings das Schlagwort² „Der technische Krieg“ geprägt wurde und die schließlich zu den Ergebnissen dieser Studie geführt hat.

*

Ausgangspunkt der Entwicklung, die zu dem Grundsatz der „bewaffneten Nation“ in Europa geführt hat und die zwangsläufig wurde, ist — wie Benoist-Méchin aufzeigt — die Kriegserklärung am 2. Februar 1793 der Französischen Republik an England; von der Tribüne des Konvents verkündete der girondistische Abgeordnete Brissot: „Bürger! Es wäre nicht richtig, euch die Gefahren dieses neuen Krieges zu verhehlen. Mit ganz Europa oder vielmehr mit allen Tyrannen Europas habt ihr nun zu kämpfen, zu Lande und zur See. Die große Familie der Franzosen muß nun nur noch eine einzige Armee, Frankreich nur noch ein Feldlager sein, wo von nichts als vom Krieg gesprochen wird, wo alles auf den Krieg gerichtet ist, wo alle Arbeiten nur noch den Krieg zum Ziele haben.“

Damit wurde ein „Aufbruch“ der Nation eingeleitet, der „spontan, allgemein, unwiderstehlich“ war. Zum ersten Male in der Geschichte erschien in

einem Dekret der Begriff „Mobilisierung“, von der alle waffenfähigen Männer erfaßt wurden. Und darüber hinaus verordnete der Konvent, auf Grund eines Berichtes von Barrère, daß „bis zu dem Augenblick, in dem die Feinde vom Boden der Republik vertrieben sein würden, alle Franzosen in ständigem Aufgebot für den Waffendienst gehalten würden“ und „So sollen die jungen Männer an die Front gehen, die Verheirateten die Waffen schmieden und den Nachschub befördern, die Frauen sollen Zelte und Kleider anfertigen und in den Lazaretten dienen; die öffentlichen Gebäude sollen in Kasernen umgewandelt werden, die Kellerböden sollen ausgelagert werden, um daraus Salpeter zu gewinnen, die Pferde werden eingezogen werden und das Wohlfahrtskomitee wird die Kriegsfabrikation organisieren.“

So wurde in der Tat 1793 in Frankreich den damaligen Verhältnissen nach ein „totaler Krieg“ verkündet und durchgeführt. Zwar war die angeordnete Massenerhebung und die Indienststellung der gesamten „zivilen“ Bevölkerung gedacht nur für diesen Krieg („bis zu dem Augenblick, in dem die Feinde vom Boden der Republik vertrieben sein würden“); aber: die Zukunft zeigte, daß ein unwiderruflicher und endgültiger Zustand geschaffen war. „Die Initiative des Wohlfahrtskomitees verwandelte die Wesenszüge des Krieges von Grund auf und eröffnete eine neue Ära in der Geschichte der Beziehungen zwischen den Völkern. Das Prinzip der ‚Massenerhebung‘ war in die Welt geschleudert und... wurde, mit Ausnahme von England, bald von allen Nationen des Kontinents übernommen.“

Wenn auch der Gedanke, den Militärdienst auf alle Angehörigen der Nation auszudehnen, an sich nicht neu war, so bedurfte es, im Hinblick auf das Gefüge der europäischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, der Umwälzung durch die Revolution, durch die erst die Vorbedingungen zur „Massenerhebung“ geschaffen wurden: die Zuordnung derselben Rechte und Pflichten allen Bürgern der Nation. So ist die „bewaffnete Nation“ das „natürliche Kind der Demokratie“. Das Rad war ins Rollen gekommen und nicht mehr aufzuhalten:

„... Bisher hatte Europa das Bild eines halbleeren Raumes geboten, indem sich von Zeit zu Zeit kleine Berufarmeen trafen. Von nun an änderte sich die Lage von Grund auf. Als wenn ein unsichtbarer Damm plötz-

¹ Vgl. „Technik und Kultur“ 30 (1939) 27.

² „Der technische Krieg.“ Von Karl Justrow. — Berlin: Verlag Wehrfront Claassen 1938.

lich gebrochen wäre, wurde das ganze Festland buchstäblich von den Heeren überschwemmt. Diese Bewegung griff fortschreitend um sich, zuerst in langsamem Rhythmus, dann sich immer mehr beschleunigend. Von Feldzug zu Feldzug, manchmal von Jahr zu Jahr, schwollen die Effektivstärken an, die Einheiten vervielfachten sich und immer zahlreichere Armeen traten einander gegenüber. Durch die Fortschritte der Technik angetrieben und durch das Beispiel ihrer Nachbarn beunruhigt, verschanzen sich die Völker hinter einem immer dichter werdenden Panzer von Stahl und Eisen. Die Grenzen starren von Bunkern, Maschinengewehren und Stacheldraht. Es ist ein zügelloser Wettlauf, der anscheinend kein Ende nehmen soll, bis er alle menschlichen Kräfte aufgerieben hat.

Das Phänomen, das wir hier erleben, ist folgendes: Alle Nationen werden im Innern sozusagen von ihren eigenen Armeen überfallen. Die Theoretiker des achtzehnten Jahrhunderts, die aus ihren Nationen ‚befestigte‘ Feldlager, in denen nur noch vom Kriege die Rede ist, machen wollten, würden recht erstaunt sein, wenn sie sähen, bis zu welchem Grade ihre Wünsche in Erfüllung gegangen sind. Denn diese Armeen erfassen nicht nur einen immer bedeutenderen Teil der Bevölkerung, sie reißen auch nach und nach alle Formen der menschlichen Tätigkeit in ihren Bann. Die Zeiten sind vorbei, da es genügte, ‚die Kellerböden auszulaugen, um Salpeter zu gewinnen‘. Gigantische Industrien sind ausschließlich für die nationale Verteidigung entstanden. Unzählige Werke, die bisher für die Bedürfnisse des Friedens arbeiteten, sind in die Kriegsindustrie eingeschaltet worden. Die Vorbereitung auf den Krieg hat sich zu einem Dauerzustand mitten im tiefsten Frieden herausgebildet. Große Menschenmassen werden für strategische Bedürfnisse von einem Tage auf den andern auf andere Plätze befördert. Bald wird man nicht mehr von einer zivilen Bevölkerung sprechen können. Unsere ganze Zivilisation ist eine bewaffnete Zivilisation geworden ...“

Stärker als alle moralischen Argumente, die man der Entwicklung entgegenhalten könnte, erwies sich die „historische Zwangsläufigkeit“, und zu dem „unhumanen Phänomen, das der Krieg ist und bleibt, sind nur zwei Einstellungen möglich: „entweder gänzliche Abschaffung oder Annahme so wie er ist“. Denn: „die gegenwärtige Erweiterung der Kampfmethoden ist nur die logische Endgestaltung einer unentrinnbaren Entwicklung: Die Vorhersagen Ludendorffs und der zeitgenössischen Strategen führen nur die Grundsätze, die Brissot auf der Tribüne des Konvents zum Ausdruck gebracht hatte, bis zu ihren letzten Folgerungen“.

*

Gleichlaufend mit der wachsenden Kriegsrüstung sieht man — wie Benoist-Méchin weiter ausführt — „ein zweites Phänomen keimen und wachsen“: „Zunächst gedämpft und zögernd, dann immer bestimmter und kräftiger erhebt sich ein Rufen und übertönt schließlich das Getöse der Waffen: es ist ein unermesslicher Schrei der Angst und Ablehnung, eine instinktive und leidenschaftliche Auflehnung gegen den Krieg“.

Nicht nur alle Staatsmänner müssen heute dieser Stimmung Rechnung tragen, nicht nur die politischen Führer nennen den Krieg eine „furchtbare Geißel“ und erklären die Rüstungslasten als das Mittel, die Sicherheit zu erhalten, als einen Beitrag zur Sicherung des Friedens, sondern — und das darf als eine „neue Geisteshaltung, deren Bedeutung man nicht unterschätzen sollte, gewertet werden“ — auch die verantwortungsbewußten militärischen Füh-

rer bestätigen, daß „der Krieg als Mittel zur Regelung internationaler Streitigkeiten verschwinden sollte“.

Als gewichtige Zeugnisse dieser Geisteshaltung militärischer Führer führt der Verfasser an: Marschall Foch, Generaloberst von Blomberg und Marschall Pétain, und zwar:

Marschall Foch

am Schluß seiner Rede im Invalidendom zum 100jährigen Gedenktage des Todes Napoleons am 5. Mai 1921:

„Er (der Kaiser) erhebt die Kriegskunst über bisher bekannte Höhen, aber diese Kunst trägt ihn selbst zu schwindelndem Abgrund. Indem er die Größe des Landes mit der seiner eigenen Person gleichstellte, wollte er mit den Waffen das Schicksal der Nationen zwingen, — gleichsam als könne das Glück seines Volkes aus einer hinfert notwendigen Folge von Siegen hervorgehen. Als wenn dieses Volk vom Ruhm leben könnte, und nicht von der Arbeit. Als ob die geschlagenen und getroffenen Nationen sich nicht eines Tages erheben müßten, um ihre Unabhängigkeit zurückzuerobern; als ob sie nicht dem bestehenden Regime ein Ende machen und Armeen aufstellen müßten, stark an Zahl und unbesiegbar in jener Leidenschaft, die verletztem Recht entspringt. Als wenn in einer zivilisierten Welt die Moral nicht recht behalten müßte vor einer einzig und allein auf Gewalt gestützten Macht, und sei diese noch so genial.“

Ohne Frage bleibt für alle die gemeinsame Pflicht bestehen: Über dem Kommando siegreicher Armeen steht der Dienst am Glück des Landes, so wie es das erwartet: Gerechtigkeit allenthalben; über dem Krieg steht der Friede.“

Generaloberst von Blomberg

Aus seiner Rede zum Heldengedenktage am 9. März 1936:

„Die Welt soll und darf die Opfer und Leiden des großen Krieges nicht vergessen. Wir Frontkämpfer zumal haben die Pflicht, kommenden Generationen das wahre Bild dieses Krieges zu übermitteln. Die Jugend vor allem soll sich hüten vor der falschen Romantik des frisch-fröhlichen Krieges. Es hat vor dem Weltkrieg und bisher nach ihm keine Kämpfe gegeben, die mit der Hölle einer Materialschlacht des Weltkrieges zu vergleichen sind.“

Wir wollen den neuzeitlichen Krieg sehen als den Erwecker aller menschlichen Leidenschaften, der höchsten und der niedrigsten, den Krieg als den großen Beweger und Gestalter von 6000 Jahren der Geschichte, den heutigen Krieg aber auch als den Zerstörer der Blüte der Völker und ihrer Lebenskraft, der für Sieger und Besiegte kaum einen Gewinn übrig läßt. Zwei Jahrzehnte sind bald verstrichen seit dem größten aller Kriege, und immer noch leiden die Völker stündlich und täglich an seinen Folgen. Wir wollen uns auch hüten vor dem falschen Bild, in jedem Kriegsteilnehmer einen Helden zu sehen. So vorbildlich der Heroismus einer Minderheit in alle Zukunft strahlt — es waren überall im großen Durchschnitt nur Menschen mit allen ihren Schwächen und Gebrechen, die die Schlachten schlugen. Sie konnten nicht alle Helden sein, wohl aber ist es wahr, daß sie in der großen Überzahl treu ihre Pflicht taten.“

Auch das neue Deutschland hofft und wünscht, daß der Krieg als Mittel der Politik und als Gestalter der Völkerschicksale verschwindet. Aber er wird nur verschwinden, wenn man die Ursachen der Kriege beseitigt. Einseitige Militärbündnisse, Sanktionen und eine Politik, die in der Erstarrung und Verewigung

unhaltbar gewordener Zustände ihr einziges Heil erblickt, sind die Wegbereiter künftiger Explosionen.“

Marschall Pétain

Aus einer Gedächtnisrede am 23. April 1938:

„Gewiß ist der Krieg eine fürchterliche Geißel. Man muß alle Mühe daran setzen, seinem Lande diese Geißel zu ersparen. Das muß den jungen Menschen gesagt werden; aber gleichzeitig muß zum Ausdruck gebracht werden, daß das einzige ihrer und unserer würdige Mittel, ihn zu vermeiden, darin besteht, stark zu sein und weder die Gefahr noch den Schmerz zu fürchten.“

Angesichts dieser Zeugnisse kriegserfahrener Männer erhebt sich nun die Frage, was sie zu solcher Sprache treibt: „Liegt es daran, daß die von den Armeen erreichte gigantische Größe schließlich zu der Unmöglichkeit geführt hat, sie zu befehligen? Liegt es daran, daß jeder neue verallgemeinerte Konflikt rasch derartigen Umfang annehmen wird, daß er Gefahr läuft, sich jeder menschlichen Kontrolle zu entziehen und den Ruin der Zivilisation zur Folge zu haben?“

Diese Fragen untersucht bzw. versucht Benoist-Méchin folgendermaßen zu klären.

*

Von einer Äußerung des englischen Schriftstellers Robert Briffault ausgehend, der meinte, daß der moderne Krieg zu dem Verhängnis verurteilt sei, ein Stellungskrieg zu sein, führt Benoist-Méchin aus:

„Diese Stelle, eine Äußerung unter vielen, gibt eine Feststellung wieder, die Millionen von Männern haben machen können und für die der Krieg 1914 eine Reihe schlagender Beispiele geboten hat. Aus der Vogelperspektive und mit dem nötigen Abstand betrachtet, erscheint er wie eine Folge willkürlicher Versuche und blinder Stöße mit dem Sturmbock. Die Armeen bieten nicht mehr den Anblick gegliederter Organismen, sondern amorpher Massen, die einander zu umfassen suchen, ohne daß einer ihrer Versuche weder bis zum Ende durchgeführt wurde, noch auch nur durchgeführt werden konnte. Weder in der ersten Marneschlacht, noch bei Tannenberglage, bei Bagdad oder in Galizien sind die Führer der angreifenden Heere dazu gekommen, die Lage, die sie antraten, restlos auszunutzen und ihren Erfolg in einen entscheidenden Sieg zu verwandeln. Der Sieger geht vor und verbessert seine Stellungen; der Besiegte zieht sich auf neue Linien zurück. Man hat den Eindruck, daß, außer in seltenen Augenblicken, die Oberbefehlshaber es niemals dahin bringen, das zermalmende Gewicht ihrer eigenen Streitkräfte zu erheben, geschweige denn die des Gegners zu durchbrechen. Im Verlauf jeder Schlacht tritt früher oder später der Augenblick ein, in dem die meisten Verbindungen unterbrochen, die Fernsprechlinien zerschnitten sind und die Nachrichten dem Befehlshaber nur noch mit sehr unvollkommenen Mitteln zukommen. Das ist jener berühmte „Kriegsnebel“, der die besten Pläne umwirft und jede Initiative lähmt — „die furchtbare Ungewißheit, wo man nicht recht weiß, was eigentlich vor sich geht in dem Augenblick, wo Beschlüsse gefaßt werden müssen“.

Folgt daraus nun der Schluß, daß es immer so sein wird, daß der Massenkrieg den Bewegungskrieg endgültig abgelöst hat und daß alle zukünftigen Konflikte notwendigerweise Ermattungs- und Stellungskriege sein werden? Es wäre unvorsichtig, zu diesem Punkt eine abschließende Meinung auszusprechen, denn gewisse Anhaltspunkte gestatten die Annahme, daß im Gegenteil dieser Zustand im Begriff ist, sich rasch zu ändern.

Wenn man die Entstehungsart der modernen Heere untersucht, bemerkt man, daß die Effektivbestände sehr viel schneller zugenommen haben als die Ausrüstung. In weniger als einem halben Jahrhundert hat sich die Kopffzahl der Streitkräfte auf das Zehnfache gesteigert. Aber die Ausrüstung hat sich, obwohl unbestreitbare Fortschritte erzielt worden sind, in einem viel langsameren Tempo entwickelt.

1914 hatten die Heere noch nicht die ihrer Struktur und ihren Massen entsprechende Technik gefunden. „Das Zeitalter der tierischen Kraft ging zu Ende“, schreibt General Duval, „die Ära der mechanischen Kraft war eben erst angebrochen. Niemand sah damals die tiefen Rückwirkungen einer solchen Revolution voraus, die Militärs weniger als andere . . . Sie waren sich des Rückstandes ihrer Technik nicht bewußt. Einige Kriegswochen genügten, um sie deren Bedeutung ermessen zu lassen. Alles war so schnell gegangen, daß dieser Rückstand eine ganz besondere, verwirrende und in der Vergangenheit ohne Beispiel dastehende Eigentümlichkeit aufwies: er erstreckte sich auf alle Seiten der Kriegstätigkeit. Zu spät stellte man mit Bestürzung fest, daß Maschinen, deren Notwendigkeit jetzt klar zutage trat, wie Maschinengewehre, Telephon und Flugzeug, wie Probestücke und bedeutungslose Nebensächlichkeiten behandelt worden waren. Man hatte nicht erfaßt, daß die menschliche Tätigkeit im Begriff war, sich ganz und gar um die Maschine zu ordnen und daß es notgedrungenmaßen mit der Ausführung der kriegerischen Operationen genau so geschehen müsse.“

Diese Ansicht wird von vielen Schriftstellern bestätigt. Zu Beginn der Feindseligkeiten, berichtet uns Liddell Hart, besaß das englische Heer zwei Maschinengewehre je Bataillon. Als im Januar 1915 Sir Eric Geddes für die Ausstattung der britischen Armee mit 20 000 Maschinengewehren Stimmung machte, warf ihm Kitcheners Größenwahn vor; 1918 besaß das britische Heer 200 000 Maschinengewehre und die Sachverständigen erklärten, daß diese Zahl noch unzureichend war.

Dieser Rückstand in der Entwicklung der Rüstung mußte unfehlbar ein gefährliches Mißverhältnis zwischen der Größe der kämpfenden Einheiten und der Durchschlagskraft ihrer Kampfmittel zur Folge haben. Dieses Mißverhältnis, und nicht der Gebrauch der Massen an sich, war schuld an dem Stillstand der Operationen und der Unbeweglichkeit der Fronten. Da die schwerfälligen und uneinheitlichen Streitkräfte mit zu schwacher Feuerkraft und unzureichenden Transportmitteln ausgestattet waren, blieb ihnen kein anderer Ausweg, als sich auf der Stelle durch Gräben in der Erde zu verschanzen. Diese Rückkehr zum Stellungskrieg ist somit nicht der normale Ausgang einer logischen Entwicklung, sondern im Gegenteil die Folge einer nicht genügend vorangetriebenen Entwicklung; er ist das Ergebnis einer Krise, d. h. nicht ein unwandelbarer und endgültiger, sondern ein vorübergehender überwindbarer Tatbestand.

Heute haben die Effektivstärken eine Grenze erreicht, über die hinaus sie nur noch ziemlich langsam zunehmen können. Da im Kriegsfall alle Kräfte der Nation mobilisiert werden, kann sich die Zahl der Kämpfenden nur noch in dem Maße vermehren, wie die Bevölkerungszahl wächst. Ein Stand ist somit erreicht, der die vertikale Steigerung der Effektivkräfte begrenzt. Der Umfang der menschlichen Kräfte, die auf das Schlachtfeld geworfen werden, ist nahe daran, sich zu stabilisieren.

Infolge dieser Tatsache wird die Rüstung ihren Rückstand bald aufholen und sich mit den neuen Forderungen in Einklang bringen lassen können. Die Tragweite der Geschütze wächst bereits, die Feuergeschwindigkeit beschleunigt sich, die Geschwindigkeit der Tanks steigerte sich in wenigen Jahren von zwanzig auf hundertzwanzig

³ Dupuy et Eliot, Si la guerre éclatait, S. 131.

⁴ General Duval, Le matériel et les hommes, in L'illustration, Nummer vom 21. Mai 1938, S. 88 f.

Kilometer, die der Flugzeuge von zweihundert auf sechshundertfünfzig Kilometer, von der Erweiterung ihres Aktionsradius und der Erhöhung ihrer Nutzlasttragfähigkeit gar nicht zu sprechen. Motorisierte Regimenter und Panzerdivisionen erscheinen auf den Manöverfeldern.

Die Feuerkraft der einzelnen Einheiten der Infanterie und der Artillerie steigert sich mehr und mehr, so daß man ohne Übertreibung bereits hat sagen können, das moderne Kriegsmaterial habe von 1918 bis 1938 tiefergehende Umwandlungen erfahren als von 1914 bis 1918. Auch der gegenwärtige Zustand kann noch nicht als endgültig angesehen werden, da die Voraussagen für die Zukunft bei weitem über den gegenwärtigen Stand der Bewaffnung hinausgehen.

Nach⁵ M. Stephan Possony ergibt sich — theoretisch — für die Heere der Zukunft jährlich folgender Bedarf: 100 000 bis 200 000 Maschinengewehre, 12 500 bis 22 500 Kanonen (nach Maßgabe⁶ von 3 Batterien auf den Kilometer für die Verteidigung und 47 für den Angriff), 40 000 Flugabwehrgeschütze (nach Maßgabe von 12 Stück auf den Kilometer in doppelter Staffelung), 12 000 bis 60 000 Minenwerfer (je nach Angriff oder Verteidigung). Die Luftstreitkräfte, die für ein Gebiet mit 1000 Kilometer Front und einer Stadt von vier Millionen Einwohnern, zehn Großstädten mit 400 000 Einwohnern und zehn mittleren Städten hinter der Frontlinie notwendig sind, werden (immer jährlich) auf 60 000 Jagdflugzeuge (100 000 mit den Reserven, der Ausbesserung und Ausbildung), die eigentliche Luftflotte auf 200 000 Apparaten geschätzt. Liddell Hart seinerseits⁷ schätzt die Anzahl der Kampfswagen, die von einem Heer mit zweihundert Divisionen und eineinhalb Millionen Männern gebraucht werden, zwischen 150 000 bis 185 000. Der italienische Schriftsteller⁸ Bollati endlich berechnet, daß eine Nation, je nachdem sie einen Angriffs- oder Verteidigungskrieg führt, jährlich fünfzehn bis vierzig Millionen Tonnen Stahl und Eisen verbrauchen wird.⁹

Mit diesen Zahlen kann man sich eine Vorstellung von der quantitativen Seite des Problems machen. Aber die qualitative Seite ist nicht weniger wichtig. Neben den bereits bekannten Maschinen tauchen allseits neue auf, kleiner und leichter als die alten, aber unendlich furchtbarer durch ihre erhöhte Kraft, Schnelligkeit und Beweglichkeit. „Man hat Riesenkanonen hergestellt“, schreibt Hyacinthe Dubreuil in seinem Werk „Das Ende der Ungeheuer“, „aber das kleinste Maschinengewehr hat sich als schrecklicher und wirksamer erwiesen ... Der ‚dreadnought‘, ein Mastodon des Meeres, hat jetzt keinen gefährlicheren Gegner als das im Verhältnis zu ihm so kleine Flugzeug. Man unterrichtet uns sogar, daß ein noch schlimmerer und kleinerer Feind als das Flugzeug für ihn auf dem Meere erscheint in Gestalt kleiner überschneller Boote, die in allernächster Nähe Torpedos auf ihn abschießen. Wie die Mücke in der Fabel, die den Löwen neckt, ist dieses kleine Fahrzeug bereits mit einem Moskito verglichen worden, das den Tod verbreiten kann, während es selbst dabei ungreifbar bleibt“.¹⁰ Das sind die berühmten Vedetten der italienischen Marine (seit kurzem bereits von der russischen und französischen Marine nachgeahmt), die die Bezeichnung M. A. S. erhalten haben, nach dem Leitspruch, den ihnen Gabriele d'Annunzio gegeben hat: *Memento audere semper*,

Zu gleicher Zeit streben die ungefügigen und unorganischen Massen von 1914 danach, sich besser aufeinander einzuspielen, indem jede ihrer Einheiten soweit wie nur irgend möglich spezialisiert und ihr Bewegungsspielraum erweitert wird.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Bedürfnisse der heutigen Technik zur Staffelung in die Tiefe und damit zu einer beträchtlichen Beschränkung der Zahl der Männer nötigen, die in der Feuerlinie eingesetzt werden können. Die kämpfende Einheit ist eigentlich nur noch die Vorhut eines komplizierten Organismus, der, mit allen Zwischenstationen, von den Fabrikationszentren im Hinterland bis an die Front reicht. General Debeney hat eine Berechnung der für die Kriegsindustrie unentbehrlichen Kräfte aufgestellt.¹¹ Er berechnet, daß jeder kleine Kampfswagen 45 und jedes Flugzeug 60 Männer der Front entzieht. General Herr weist nach, daß ungefähr 80 Männer je Kanone in Stellung erforderlich sind, um die Bedienung der Artillerie vom Kampfplatz bis zur rückwärtigen Grenze der Heereszone sicherzustellen. M. Stephan Possony stellt entsprechende Größenordnungen fest. Für den Verteidigungskrieg fordert er im Hinterland je Soldat 9 bis 9,5 Arbeiter und für den Angriffskrieg 12 bis 12,5.¹²

Andererseits operierten die Heere bisher in gleicher Höhe mit dem Erdboden oder der Oberfläche der Gewässer und nur in zwei Dimensionen. Seit der Erfindung von Flugzeug und Unterseeboot haben sich infolge der Möglichkeit, sich in drei Dimensionen zu entfalten, vor den Streitkräften nahezu unbegrenzte Räume eröffnet. Während sie ehemals auf eine Fläche beschränkt waren, können sie heute nach oben und unten entweichen. „Seitdem der Krieg sich in die dritte Dimension ausgedehnt hat“, sagt der Fliegerkommandant der britischen Luftwaffe, Slessor, „sei es über, sei es unter der Oberfläche, ist der Umfang des Schlachtfeldes derart unermesslich geworden, daß es in der Praxis schwierig ist, darin die unbeschränkte Herrschaft zu erringen“.¹³

Die Mitwirkung der Luftwaffe wird zukünftigen Operationen unfehlbar einen Zug ins Fließende und Unvorhergesehene verleihen, den sie zuvor nicht hatten; einmal weil das Übergewicht in der Luft viel plötzlicheren Schwankungen unterworfen ist als das anderer Waffen, da das Erscheinen eines neuen Flugzeugtyps oder Maschinengewehrs die Lage in wenigen Tagen umwälzen kann; ferner auf Grund ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit, die ihre schnelle Verlegung von einem Kriegsschauplatz zum anderen gestattet;¹⁴ und schließlich weil sie viel dazu beitragen wird, jenen bereits erwähnten „Kriegsnebel“ zu vertreiben, indem sie die Generäle instandsetzt, „sich Flügel anzulegen“ und selbst nachzusehen, was über die Feuerlinie vor sich geht.

Zusammenfassend kann die Entwicklung der modernen Heere folgendermaßen charakterisiert werden: Qualitative und quantitative Steigerung des Materials, um es mit den Effektivstärken in Übereinstimmung zu bringen; Herstellung neuer maschineller Kampfmittel mit erhöhter Wirksamkeit und Beweglichkeit; Tiefenstaffelung der Heere und Entfaltung in drei Dimensionen. Das Zusammenwirken dieser verschiedenen Faktoren läßt sagen, daß¹⁵ „alles sich auf eine größere Beweglichkeit ausrichtet, mehr auf einen Bewegungs-, als auf einen Stellungskrieg, zumindest während des ersten Abschnittes der Operationen und außerhalb der Verteidigungszonen, die schon zu Friedenszeiten ausgebaut worden sind“. Die frühere Starrheit

⁵ Stephan Th. Possony, Die Wehrwirtschaft des Totalen Krieges, Wien 1938.

⁶ Schätzung von General Herr, in Die Artillerie. M. Possony betrachtet diese Zahlen als ein Minimum.

⁷ Liddell Hart, The Future of Infantry, 1933.

⁸ Bollati, Rivista di Artiglieria e Genio, März 1935.

⁹ Vgl. hierzu auch D. Brooks Emeny, The strategy of raw materials, London 1936, der die wirtschaftliche Seite der Frage behandelt, die zu studieren wir hier keinen Raum haben.

¹⁰ Hyacinthe Dubreuil, La Fin des monstres, S. 130.

¹¹ Revue des Deux Mondes, vom 15. März 1933, S. 268.

¹² Eine ausgezeichnete Übersicht über den Gesamtkomplex der Frage gibt Commandant Delage, Les besoins de la guerre moderne in Le Temps vom 12. August 1938.

¹³ Wing Commander Slessor, R. A. F., Air Power and Armies.

¹⁴ Dupuy et Eliot, Si la guerre éclatait, S. 47 f.

¹⁵ Ebenda, S. 141.

verschwindet langsam, um einer bis heute unbekanntem Geschwindigkeit Platz zu machen. Der letzte Krieg hat den Höhepunkt der Massenschlachten gekennzeichnet; die zukünftigen werden vor allem Materialschlachten sein, was ihnen ein sehr unterschiedliches Gepräge geben wird. „Tausende von Jahren lang“, so schreibt¹⁶ Liddell Hart, „ist der Krieg mit einer mittleren Stundengeschwindigkeit von acht Kilometern geführt worden. Im Zeitraum einer Generation haben wir mit einem Sprung die Möglichkeit erreicht, ihn mit fünf-hundert Kilometern Stundengeschwindigkeit zu führen.“ Diese Rückkehr zur Beweglichkeit ist, bei richtiger Überlegung, „ein Sieg des Geistes über die Trägheit der Materie.“¹⁷

Zweifellos wird diese Beweglichkeit nicht auf einmal wiedergefunden werden. Zweifellos werden die neuen Maschinen den Krieg auch nicht in einem Tage umgestalten. Aber die Generalstäbe werden sich dieser neuen Sachlage anpassen müssen, auch wenn sie dadurch gezwungen werden, gewisse Theorien zu berichtigen. Das wissen die Heerführer besser als irgendeiner. Was sie dazu bewegt, den Krieg als eine Geißel zu kennzeichnen, ist daher nicht — wie man etwas voreilig gesagt hat und wie es der Text von M. Robert Briffault vermuten lassen könnte — die Furcht, daß ihnen die Masse der gegenwärtigen Heere über den Kopf wachsen könnte, daß sie von ihrem Gewicht erdrückt werden oder nicht mehr imstande sein könnten, ihnen ihren Willen einzuflößen.“

*

Der Kern des Problems aber, der den Grund dafür abgibt, daß die Heerführer übereinstimmend den Krieg als eine Geißel erklären, ist nach Benoist-Méchin folgende: „Wahrheit, gegen die alle Beweisgründe versagen, die nackte, unbestreitbare und augenscheinliche Tatsache“:

„Gleichviel, ob die Heere ihre Beweglichkeit wiederfinden oder nicht, so wird doch jeder neue europäische Brand so entsetzlich sein, daß kein Einsatz mehr imstande ist, die Verwüstungen auszugleichen, die er verursacht wird.“

Die gegenwärtigen Zerstörungsmittel haben solche Wirksamkeit erreicht, daß der Krieg schließlich sein Ziel vernichtet.“

Schon der Weltkrieg hat ein Beispiel unerhörter Zerstörungen gegeben, sowohl der „meßbaren“ wie der „unmeßbaren“, die zwar nicht in Zahlen auszudrücken, aber darum nicht weniger wirklich und vor allem bedeutungsvoll sind (die Verluste an Menschen). „Vielleicht“ — sagt Benoist-Méchin — „zum ersten Male seit Erschaffung der Welt entspricht der Krieg nicht mehr seinen historischen Funktionen.“ Denn früher brachte der Krieg

„dem Sieger einen Zustrom an Stärke und Reichtum, er bedeutete für ihn einen Machtzuwachs und eröffnete seiner schöpferischen Energie Möglichkeiten des Handelns und neue Absatzwege. Er war für die Zivilisation ein unbestreitbarer Faktor der Entwicklung und des Fortschritts. „Es ist kein Zufall“, schreibt¹⁸ Sir George

Frazer, „daß die schönsten Glanzperioden geistiger Tätigkeit stets dicht auf große Siege gefolgt sind und daß die großen Erobererrassen der Welt ganz allgemein auch die sind, die am meisten für den Fortschritt und die Verbreitung der Zivilisation getan und so im Frieden die im Kriege geschlagenen Wunden geheilt haben. Die Geschichte der Griechen, der Römer, der Araber zeugt dafür in der Vergangenheit.“

Heute ist die Lage vollständig umgekehrt. Eine Grenze ist überschritten worden, jenseits derer die zeugenden Kräfte des Lebens sich gegen dies Leben selbst wenden und blutgierig seine Vernichtung erstreben. Hinfort werden die Wunden des Krieges nicht mehr verbunden werden können. Sie werden klaffende Wunden bleiben, die nicht mehr verheilen. Welches auch der Ausgang eines Krieges sein mag, Sieger und Besiegte werden daraus für Generationen dezimiert hervorgehen. Weit davon entfernt, die Ausbreitung ihrer Zivilisation zu fördern, wird sich der Krieg an ihnen rächen und ihren Untergang beschleunigen. Er ist buchstäblich so gut wie Bankrott oder Selbstmord. „Wir haben bereits“, schreibt¹⁹ Wladimir d'Ormesson, „die Unsumme von Haß, Mißverständnissen, Blindheit und Leidenschaften ermesen können, die der letzte Krieg hervorgebracht hat. Man multipliziert diese Summe mit tausend und wird eine schwache Vorstellung davon haben, was Europa nach einer neuen Erschütterung sein würde. Man würde in einen höllischen Zyklus eintreten — ohne anderen Ausgang als den der allgemeinen Entartung.“

Da die Heere ihre ursprüngliche Funktion nicht mehr erfüllen, da „der heilsame Aderlaß, den die Völker von Zeit zu Zeit zur Erhaltung ihrer Kraft brauchen“, wie Moltke sagte, ein tödlicher Blutsturz geworden ist, da die Armeen nicht mehr dazu nützen, einander unbekannte Zivilisationen in Berührung zu bringen (was heute die Eisenbahn-, See- und Luftverbindungen ungleich besser bewerkstelligen), da von allen Seiten sich neue Ordnungen andeuten, in denen die bisher den Heeren obliegenden Aufgaben diesen entzogen und neuen Organisationen anvertraut werden, die der gegenwärtigen Struktur der Welt besser angepaßt und vor allem wirtschaftlicher sind, wäre da nicht der Augenblick gekommen, die Heere gänzlich abzuschaffen?

Die Lösung des Problems ist indessen nicht so einfach, ganz abgesehen davon, daß eine solche Beweisführung kaum Aussicht hätten, heute verstanden zu werden. Denn die Heere tragen ein doppeltes Gesicht, — wie es sich aus den Umständen ergibt, unter denen sie sich entwickelt haben. Das eine, nach außen gerichtete, ist dem Kriege gewidmet und seine Gestaltung wird zum großen Teil vom Feind bestimmt; das andere, nach innen gewandte, dient als Gerüst für die zivilen Einrichtungen und sein Aussehen wird durch den ureigenen Genius der Nation geformt. Welches nun auch die vom Krieg im zwanzigsten Jahrhundert angenommene Form sein mag, die ihre äußere Seite bestimmt, so bleiben die Heere doch in Hinsicht auf ihre innere Aufgabe ein wesentlicher Faktor der Eintracht und des sozialen Friedens. Sie sind der einzige Organismus, in dem alle Klassen der Nation sich auf der Grundlage einer fast unbeschränkten Gleichheit begegnen und miteinander verschmelzen können. Mit ihrer Abschaffung würde man das Rückgrat des Staates zerbrechen; sie würde zu einer Beugung der Charaktere und einer Erschlaffung der Energien führen, deren Auswirkungen sich alsbald auch in Bereichen bemerkbar machen würden, in denen der Einfluß der militärischen Zucht nicht ohne weiteres wahrnehmbar ist. Der Mensch würde eines seiner wirksamsten Werkzeuge der moralischen Veredlung beraubt werden. Der Ausbreitung der Unordnung und der Anarchie würde sich kein Widerstand mehr entgegenstellen.

¹⁶ Liddell Hart, Europe in Arms, S. 341.

¹⁷ General Duval, Die Lehren des Krieges in Spanien, S. 241.

¹⁸ Sir George Frazer, Le Rameau d'Or, gekürzte französische Ausgabe, S. 45.

¹⁹ Wladimir d'Ormesson, La guerre de demain, Le Figaro vom 9. Juli 1938.

Könnte man nun nicht diese beiden Seiten voneinander trennen, um die erste so unheilrohende abzuschaffen und nur die zweite, die noch furchtbare Elemente enthält, beizubehalten? Aber leider ist auch diese Lösung nicht weniger trügerisch als die vorher erwähnte. Die Vorstellung, daß man die Heere durch Organismen ersetzen könnte, die ihnen zwar genau nachgebildet, aber dadurch harmlos gemacht werden, daß sie in keinem Falle Krieg zu führen haben — Arbeitsdienst oder ähnliche Vorstellungen — zeugt von einer tiefen Verkenntung der Natur der Dinge. Ebenso gut könnte man von der Sonne verlangen, daß sie scheint, ohne zu blenden oder von der Flamme, daß sie wärmt ohne zu verbrennen. Was der Funktion des Soldaten ihren eigentümlichen Wert gibt, ist seine Verbindung mit den Kräften, die Geschichte machen, seine Vertrautheit mit dem Tode und die Gefahr, der er ständig ausgesetzt ist. Man beseitige diese Gefahr und sein Daseinsrecht entschwindet. Der Soldat ist dann nur noch ein einfacher Wächter der Ordnung, ein Polizist. Seine Aufgabe würde ihren Archimedischen Punkt verlieren. Der Arbeitsdienst und ähnliche Organisationen haben nur Sinn, wenn sie zum Militärdienst hinführen. Jeder einzelne muß in einem gegebenen Augenblick seines Daseins fühlen, daß er nicht nur dieses oder jenes besondere Interesse für die Gesamtheit verteidigt, sondern das gesamte Leben und selbst das Schicksal der Nation, zu der er gehört. Im Schoße der Gefahr ist unsere Zivilisation entstanden, und das verleiht ihr ihre erhabene Vergänglichkeit. Desgleichen empfängt der Mann nur angesichts des Todes seinen vollen Wert und erreicht er die blendenden Gipfel des Lebens. Die Heere sind wie die Götter der Antike, die gefährlich oder wohlthätig, gnädig oder unheilvoll waren, die man jedoch nicht auf eine einzige dieser Eigenschaften festlegen konnte ...“

*

Die Nationen in Europa (und hier nicht allein) befinden sich so in einem *Zwiespalt*: „Niemals ist das Bestehen der Heere notwendiger gewesen, niemals aber auch lief ihre *V e r w e n d u n g* Gefahr, sich derart unheilvoll auszuwirken.“

Soll nun diese Erkenntnis der „Sackgasse“ zu einem unbedingten Pessimismus führen, oder sollen wir angesichts dieser Entwicklung, zu der zweifellos die Entwicklung der Technik auf fast allen ihren Gebieten geführt hat, an die Meinung²⁰ *S p e n g l e r s* glauben, daß wir dem unentrinnbaren Untergang heroisch entgegensehen müssen?

Diese Fragen, die sich wohl jedem aufdrängen müssen, beantwortet *Benoist-Méchin* im Schlußkapitel seiner Studie:

„Das wäre unbesonnen, denn die Geschichte besitzt mehr Einbildungskraft als wir. Da wo das menschliche Hirn keine Lösung mehr erkennt und alle Möglichkeiten erschöpft zu haben galubt, erfindet die Natur mit überlegener Leichtigkeit und Meisterschaft neue Auswege. So fällt es ihr zuweilen zu, das Rettende aus der Gefahr selbst zu entwickeln.“

Es ist überdies nicht das erstmal, daß Europa sich in einer Krise dieser Art befindet. Man denke an die fast verzweifelte Lage, die am Ende des sechzehnten Jahrhunderts bestand. Wie heute wand sich der Kontinent in einer ausweglosen Lage. Die Landschaften wurden von undisziplinierten und räuberischen Trupps und Banden von Landsknechten verwüstet, die die Ernten verbrannten und die Städte plünderten und auf ihrem Zug Verzweiflung und Schrecken verbreiteten. Da diese Horden, die in gewisser Hinsicht in den Zustand der Wildheit

zurückgefallen waren, nur den Glücksrittern gehorchten, die sie als Anführer eingesetzt hatten, stellten sie nur ein Element der Zerstörung und Anarchie dar. Da sie für den Krieg unbrauchbar waren, wurden die Schäden, die sie verursachten, durch keinen konstruktiven Beitrag ausgeglichen. Sie hatten aufgehört, ein Faktor der Entwicklung und des Fortschrittes zu sein. Daher wurden sie, dank der Schöpfung der stehenden Heere, als gefährliche und überflüssige Organismen ausgeschaltet.

In Verfolg dieser genialen Reform, die aus einer durchdachten Erweiterung der Funktion der Waffen geboren wurde, wurden die militärischen Kräfte der verschiedenen Länder auf einer völlig neuen Grundlage organisiert. Das ist der Augenblick, in dem der Soldat den Krieger überwindet, der sich unter verschiedenen Formen das Mittelalter und die Renaissance hindurch behauptet hatte, und ihn endgültig vom Kontinent verdrängte. Diese Reform kann uns vielleicht wenig beachtenswert erscheinen. In Wirklichkeit ist sie jedoch von größter Bedeutung und stellt für die damalige Zeit ein Unternehmen von fast revolutionärer Kühnheit dar, denn sie rettete Europa vor dem Chaos und befähigte die modernen Staaten zu ihrem Aufschwung. Die Zeitgenossen dürften einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen haben, als sie sich von einer Plage befreit sahen, die unheilbar schien. Die Bauern auf dem Lande, die Bürger in den Städten hörten auf, in ständiger Angst vor Beraubung und Plünderung zu leben und gewannen wieder Gefallen am Leben. Wenn man den Werbem Bassompierre's oder Wallensteins gesagt hätte, daß binnen kurzem die Landsknechte verschwunden sein und in Zukunft die Soldaten unterschiedslos in Friedens- wie in Kriegszeiten dienen würden, nachdem sie das fieberhafte und ausgelassene Lagerleben gegen das ordnungsmäßige und disziplinierte Leben in Garnisonen ausgetauscht hätten, würden sie in Lachen über derart hirngespinnste Äußerungen ausgebrochen sein. Dennoch war dieses Hirngespinnst zwei Generationen später Wirklichkeit geworden.

Heutzutage befinden wir uns vor einer ähnlichen Krise. Im siebzehnten Jahrhundert hat der Soldat den Krieger überwunden. Heute erwarten wir selbstverständlich von ihm, daß er im Kriege siegt, wenn die Feindseligkeiten ausbrechen; mehr noch jedoch erwarten wir von ihm, daß er den Krieg selbst besiegt, obwohl dieser Wunsch sich zunächst noch recht verworren ausdrückt. Dennoch ist die Rolle, die wir unseren Heeren in erster Linie zuweisen, die, eine stählerne Schutzwehr, einen unerschütterlichen Panzer zu bilden, der fest genug ist, um einen etwaigen Gegner zu entmutigen und in dessen Schutz die notwendigen politischen und wirtschaftlichen Bereinigungen bewerkstelligt werden können. Und bei näher Betrachtung ist der Triumph des Soldaten über den Krieg nicht paradoxer, als die Schaffung der ständigen Heere zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts.

Zweifellos wird diese Entwicklung eine gewisse Zeit brauchen. Man wird den Krieg nicht von heute auf morgen abschaffen können. Aber er wird ein *Grenzfal*l werden, eine alleräußerste Alternative, zu der die Regierungen nur dann greifen, wenn alle anderen Möglichkeiten erschöpft sind. Der Krieg wird eine Art Damoklesschwert sein, das über den Völkern aufgehängt ist; er wird den Lauf der Ereignisse mehr durch seine abschreckende Drohung als durch seine tatsächliche Verwirklichung beeinflussen.

Dieser Zustand wird eine immer schärfere Spannung hervorrufen, die selbst das Wesen des Friedens verändern wird. Ehemals war dieser im Gegensatz zum Kriege ein Zustand der Entspannung, der Sorglosigkeit, der Lebensfreude. Dieser Gegensatz wird mehr und mehr verblasen. In Zukunft wird auch der *Friede g e s p a n n t* sein. Er wird nach dem treffenden Wort von²¹ *Mussolini*, der Ölweig sein, der an der Spitze eines Waldes

²⁰ Oswald Spengler, *Der Mensch und die Technik*. — München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1931. — Vgl. „Technik und Kultur“ 22 (1931) 137.

²¹ Rede in Bologna am 24. Oktober 1936.

von Bajonetten befestigt ist'. Ob dieses Bild gefällt oder mißfällt, darauf kommt es wenig an: Es ist nichts destoweniger das Symbol unserer Epoche.

Überdies beruht unsere Sicherheit auf dieser Spannung oder, besser gesagt: auf dem Gleichgewicht der Kräfte, aus dem sie kommt. Sie treibt uns nicht bloß dazu an, zu rüsten und unseren Willen zu stählen, sondern sie wird auf die Dauer eine psychologische Umwelt schaffen, in der die Kriege immer weniger wahrscheinlich werden.

Man könnte einwenden, daß in dieser überspannten Atmosphäre die Nationen dem geringsten Zwischenfall ausgeliefert sein werden und daß die verantwortlichen Führer mehr als jemals der Gefahr ausgesetzt werden, ihre Nerven zu verlieren. Das ist jedoch ein oberflächlicher Einwand. Die Erfahrung beweist uns im Gegenteil, daß die Männer, die ständig der Gefahr ausgesetzt sind, leichter die Herrschaft über ihre Reaktionen bewahren als die, welche die Gefahr unvorhergesehen überrascht. Früher, in dem Zustand der Entspannung, den der Frieden darstellte, genügte der geringste Anstoß, um ganz plötzlich die Lage undurchsichtig zu machen und einen Konflikt auszulösen. Dagegen fehlt in einem gespannten Frieden den Ereignissen, die eintreten können, von vornherein jedes Moment der Überraschung. Im Jahre 1914 hat ein einziger Revolverschuß genügt, um den Kontinent in Brand zu stecken. Seit zehn Jahren sind in Europa viel ernstere Ereignisse eingetreten, ohne daß die Welt deswegen zu den Waffen gegriffen hätte. Zweifellos hat man die Gefahr sehr nahe gestreift. Aber schließlich hat es nicht den europäischen Krieg gegeben, den dieselben Ereignisse vor dreißig Jahren entfesselt hätten.

Daraus den Schluß zu ziehen, daß es niemals mehr Krieg geben wird, wäre offenbar absurd. Aber man kann, ohne sich der Gefahr einer allzu großen Selbsttäuschung hinzugeben, sagen, daß sie immer seltener werden, denn man wird alles ins Werk setzen, um ihren Ausbruch aufzuschieben. Sie werden das Aussehen roherer und tieferer Erschütterungen als in der Vergangenheit annehmen, die jedoch durch immer längere Zwischenzeiten des Friedens voneinander getrennt sind, so daß die Häufigkeit der Konflikte, anstatt sich zu beschleunigen, eher abnehmen und abklingen wird, wie das Rollen des Donners bei einem abziehenden Gewitter.

Außerdem ist vorauszusehen, daß solche Konflikte mit aller Wahrscheinlichkeit nicht in den Zonen ausbrechen werden, wo die Spannung am stärksten ist, sondern eher dort, wo sie am geringsten ist, d. h. wo der Widerstand des Gegners am leichtesten zu überwinden sein wird. Indem sie so den Linien des geringsten Widerstandes folgen, werden die Nationen langsam sich der Richtung bewußt werden, in der es für sie am fruchtbarsten ist, ihre Anstrengungen einzusetzen. Dann wird sich durch den Zwang der Tatsachen selbst für jede von ihnen die Ausdehnungs-Achse herausstellen, die ihr eigen ist und

ihren wohlverstandenen Lebensnotwendigkeiten entspricht. Die aus dem bewaffneten Frieden hervorgehende Spannung wird jede Nation zu einer Konzentration ihrer Kräfte entlang der ihr eigentümlichen Aktionslinie, — ihrer ‚imperialen Achse‘ könnte man sagen — führen, die allein geeignet ist, ihr eine Steigerung des Reichtums und des Lebens zu bringen. Diese Spannung wird sie gleichzeitig davon abbringen, sich in ungezügelter und gefährlicher Versuchen zu zersplittern, die zweitrangigen und künstlichen Achsen folgen, welche für die Nation kein vitales Interesse darstellen, sondern die vitalen Entfaltungslinien ihrer Nachbarn überschneiden.

Es steht nirgends geschrieben, daß diese lebenswichtigen Interessen sich nicht gleichordnen und miteinander vertragen könnten. Dagegen kann sich nur eine blinde Prestige- und Hegemonialpolitik auflehnen. Aber die Hegemonie ist eine geistige Konstruktion, nicht eine wesentliche Notwendigkeit. Sie reiht sich in die lebenswichtigen Interessen der Völker nicht mit demselben Recht ein wie die Unabhängigkeit, der Friede und die Zusammenarbeit.

Eine Untersuchung der verschiedenen Seiten dieser Entwicklung, deren erste Anzeichen man eben erst zu ahnen beginnt, würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Es genügt einstweilen zu sagen, daß man Europa einer Katastrophe aussetzt, von der es sich nicht mehr erholen wird, wenn man diese Achsen bewußt verkennt oder verwirrt. Erkennt man diese Achsen aber an, so gibt man Europa die Struktur und das Gleichgewicht, nach dem es strebt; so allein sichert man ihm durch eine vernünftige Anpassung der Funktion der Waffen an die unabänderlichen Gegebenheiten der Geographie eine lange Periode der Ruhe und des Wohlstandes; auf diese Weise schließlich gibt man den Heeren wieder ihren schöpferischen Wert, indem man sie an der einzigen Aufgabe mitwirken läßt, die die Zivilisation nicht in Gefahr bringt, sondern ihr im Gegenteil unbegrenzte Ausblicke eröffnet.“

*

Benoit-Méchin schrieb diese Studie vor der tschecho-slowakischen Krise (1938), deren Verlauf seine Darlegungen im Schlußkapitel gewissermaßen unterstreicht. Vergessen wir auch nicht die Worte des Führers und Reichskanzlers in seiner letzten Reichstagsrede, mit denen er sich zu dem Glauben an einen langen Frieden bekannte!

Und die nicht stillstehende technische Entwicklung ist es und wird es sein, die den langen Frieden sichert; den Frieden nicht einer Entspannung, einer behäbigen Ruhe, sondern erfüllt von sich steigernder Dynamik.

Die Ausbildung der Berufsschul-Lehrer

Die Bedeutung der Berufsschulen ist unbestritten; ihre Leistung ist für die Zukunft entscheidend für die Leistung von Gewerbe und Handel. Es besteht deshalb alle Veranlassung, daß alle Maßnahmen getroffen werden, um die Leistungshöhe der Berufsschulen nicht bloß zu sichern, sondern darüber hinaus zu steigern. Das ist um so mehr notwendig, weil die Wirtschaft, hinter der die Dynamik des Nationalsozialismus steht, ihren künftigen Aufgaben nur gerecht werden kann, wenn ihr die bestausgebildeten Fachkräfte auf allen Gebieten zur Verfügung stehen. Dazu kommen der fühlbar gewordene Mangel an Arbeitskräften, dem nur dadurch

begegnet werden kann, daß die fehlende „Quantität“ durch erhöhte „Qualität“ ausgeglichen wird! Und hier ist gerade den Berufsschulen eine entscheidende Aufgabe gestellt.

Die wirkungsgradliche Erfüllung dieser Aufgabe hängt von den Lehrkräften der Berufsschulen naturgemäß in erster Linie ab, von einem Zustrom tüchtigster und pädagogisch begabter und geschulter Fachleute zu dem Berufe eines Lehrers der Berufsschulen. Aber: so unbestritten die Wichtigkeit der Berufsschulen heute ist, umstritten ist seit Jahrzehnten die Frage der Heranbildung ihrer Lehrkräfte, die auch heute noch in den ver-

schiedenen Ländern Deutschlands erhebliche Unterschiede aufweist.

Wie auf fast allen Berufsgebieten, so ist auch heute bei den Berufsschulen ein Mangel an Nachwuchs festzustellen, der im Hinblick auf die Aufgaben der Berufsschulen bedenklich ist. Um Nachteile, die sich verhängnisvoll für Volk und Staat auswirken müßten, wirksam zu verhindern, sind deshalb durchgreifende Maßnahmen nötig, um den Berufsschulen einen leistungsfähigen Lehrernachwuchs zu sichern.

Grundsätzlich liegen hier die Dinge nicht anders wie auf dem Berufsgebiet überhaupt; zwei Voraussetzungen sind zu erfüllen:

1. eine zweckmäßige Vor- und Ausbildung der Lehrer und
2. die Anziehungskraft des Berufes auf die tüchtige Jugend.

Daß die bisherigen verschiedenen Formen der Ausbildung der Lehrkräfte nicht allen Anforderungen genügen, ja teilweise irrite sind, steht fest. Wohl war man ursprünglich auf dem richtigen Wege, indem man von den Lehrkräften eine volle Fachausbildung verlangte, die durch eine pädagogische Schulung ergänzt wurde. Aus den zur Vermittlung dieser Schulung dienenden Seminarkursen wurden später das „Gewerbelehrer-Seminar“ bzw. „Berufspädagogische Institut“, in denen auch eine fachliche Ausbildung betrieben wurde. Ander-

wärts verlegte man diese Ausbildung an Hochschulen.

Diese Entwicklung führte zu einem Zustand, der heute nicht mehr zeitgemäß ist und dringend einer Änderung bedarf. Die Ausbildung der Berufsschullehrer muß einerseits wieder auf ihre richtigen Grundlagen zurückgeführt werden, andererseits muß sie im Interesse der Schulen einheitlich im Reiche gestaltet sein.

Hier setzt nun ein Vorschlag von Wilhelm Schumacher ein, der¹ in der Zeitschrift „Technische Erziehung“ dem Organ des „Reichsinstituts für Berufsausbildung in Handel und Gewerbe“ (früher Datsch), Februar-Heft 1939, veröffentlicht ist. W. Schumacher stellt den Grundsatz auf:

„Als Berufsschullehrer ist nur der geeignet, der eine vollkommene Fachausbildung hinter sich hat“, geht also auf die frühere Grundlage zurück, wobei er von vornherein seinen Vorschlag sowohl für die Gewerbelehrer, wie für die² Handelslehrer angewendet wissen will.

Drei Wege liegen — nach Schumacher — für die „vollkommene Fachausbildung“ offen:

¹ Vgl. „Technik und Kultur“ 30 (1939) 28.

² Die Ausbildung der Handelslehrer erfolgt z. Z. auf den Wirtschaftshochschulen und den Sozialwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten.

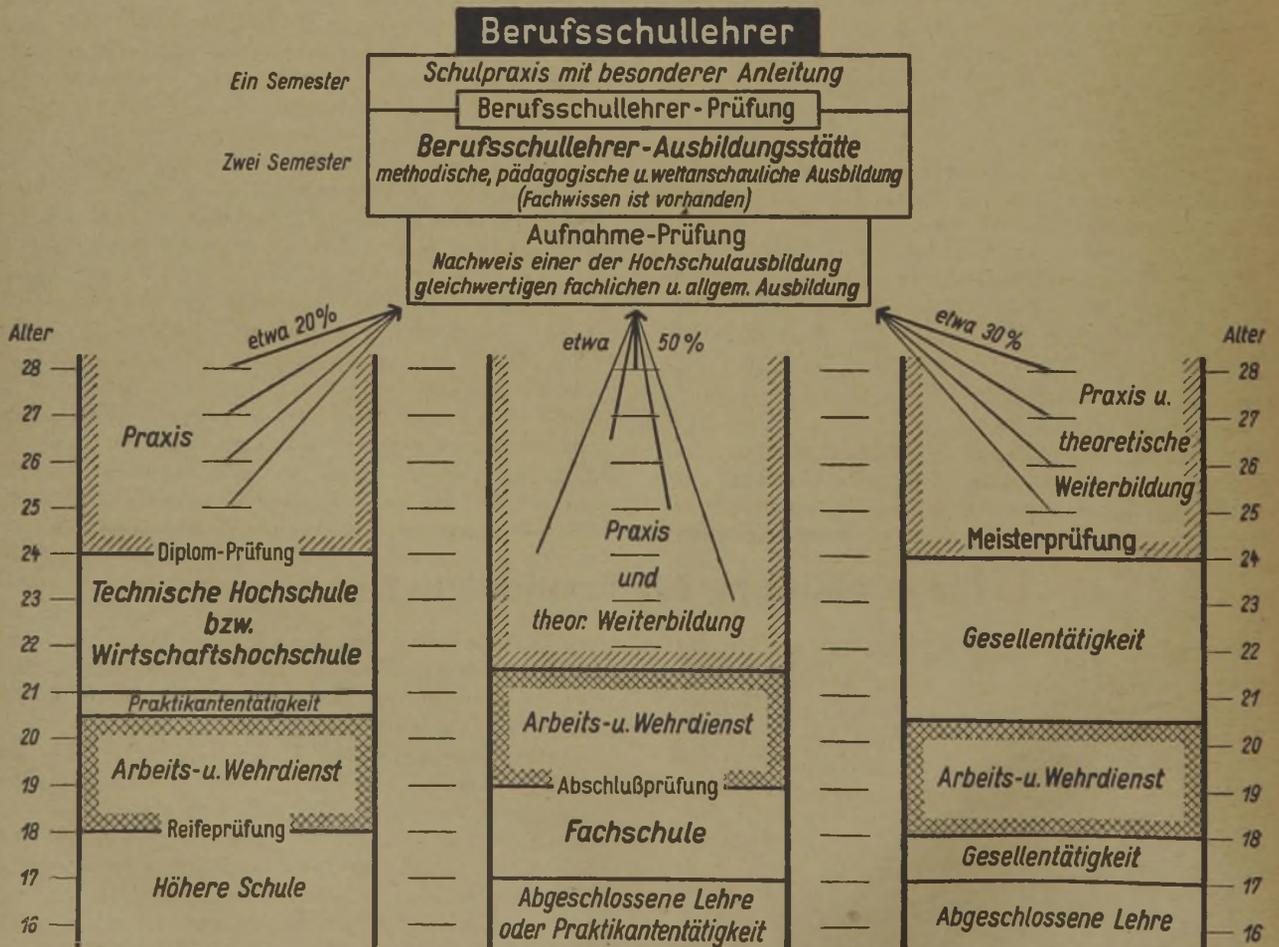


Abb. 1: Vorschlag für die Ausbildung der Berufsschullehrer.

1. die Technische Hochschule bzw. die Wirtschaftshochschule,
2. die Ingenieurschule (HTL.) bzw. die Handelsfachschule,
3. die handwerkliche bzw. kaufmännische Lehre, Gesellen- und Meisterprüfung.

Der Anwärter für den Berufsschullehrerberuf müsse aber, um tatsächlich als Fachmann angesprochen zu werden, nach dieser Ausbildung eine gewisse Zeit in der Praxis tätig sein. Die eigentliche Ausbildung zum Berufsschullehrer soll dann einheitlich für die drei Gruppen in einer (2-semestri-gen) „Berufsschullehrer-Ausbildungsstätte“ erfolgen. Um eine solche gemeinsame „methodische, pädagogische und weltanschauliche Ausbildung“ bei den genannten drei Gruppen überhaupt zu ermöglichen, muß an der Schwelle dieser Ausbildungsstätte eine Aufnahmeprüfung stehen, durch welche bei den Anwärtern Einheitlichkeit in der fachlichen Reife und in der Allgemeinbildung festgestellt werden soll. Schumacher nennt als Zweck dieser Aufnahmeprüfung die Feststellung:

„ob die Prüflinge auf ihren Gebieten das Ziel erreicht haben, das dem Abschluß einer Hochschule gleichwertig ist . . . Auf jeden Fall aber muß diese Aufnahmeprüfung gleichwertig mit dem Abchlußexamen einer Hochschule sein.“

Damit wird naturgemäß als notwendig vorausgesetzt, daß der Anwärter nach Beendigung seiner fachlichen Ausbildung sich der dieser folgenden Berufspraxis einer jeweilig entsprechenden Weiterbildung unterzieht.

Der Vorschlag von W. Schumacher ist in dem in Abbildung 1 wiedergegebenen³ Schema sinnfällig dargestellt; die Abbildung bedarf im Hinblick auf die obigen Ausführungen keiner weiteren Erläuterung.

Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß nach diesem Vorschlag ein durchaus hochwertiger Berufsschullehrer herangebildet würde. Die Einheitlichkeit der Gesamtausbildung würde einen geschlossenen Berufsstand schaffen, der auf Grund einer Ausbildungshöhe das Ansehen in den Augen der Allgemeinheit erhalten würde, das einerseits der Bedeutung der Berufsschulen entspricht und ihrem Ansehen zu Gute kommen würde, das aber auch andererseits dem Berufsstand aus den drei Ausbildungsgruppen tüchtigen Nachwuchses zuführen würde. „Denn“, so führt Schumacher aus:

„Da die Aufnahmeprüfung an der Berufsschullehrer-Ausbildungsstätte dem Abschlußexamen einer Hochschule gleichwertig ist, ist die daran anschließende Berufslehrausbildung beispielsweise der Referendarzeit gleichzusetzen und demnach die Erlangung der Anstellungsfähigkeit der zweiten Staatsprüfung.“

Sicher ist: die Ausbildung der Berufsschullehrer bedarf dringend einer Neuordnung. Der Vorschlag Schumachers sollte sehr ernsthaft von den ent-

scheidenden Stellen bewogen werden, denn er trägt den nationalsozialistischen Leistungsgrundsatz und der Wichtigkeit der Berufsschulen voll Rechnung.

Nachstehende Meldung, die Anfang März 1939 durch die Tagespresse ging, dürfte die Notwendigkeit der Neuordnung unterstreichen:

„Wie der Regierungspräsident in Merseburg bekannt gibt, besteht die Absicht, an mehreren Berufsschulen des Regierungsbezirks kostenlose Lehrgänge mit zwölf abendlichen Unterrichtsstunden während der üblichen Schulwochen bis zum Frühjahr 1940 einzurichten, in denen Handwerker mit gut bestandener Gesellen- oder Meisterprüfung, die bei guten Volksschulkenntnissen über körperliche Eignung und Lust zum Lehrerberuf verfügen, soweit vorbereitet werden sollen, daß sie sich einer Aufnahmeprüfung am Staatlichen Berufspädagogischen Institut in Berlin mit Erfolg unterziehen können. In geeigneten Fällen soll ihnen das zweijährige Gewerbelehrerstudium durch staatliche Stipendien erleichtert werden. Der Regierungspräsident fordert Handwerker des Metallgewerbes, des Bau- und Holzgewerbes, die den Anforderungen entsprechen, auf, sofort bei dem Leiter der nächsten öffentlichen Berufsschule die näheren Bedingungen zu erfragen.“

Dipl.-Ing. K. F. Steinmetz.

Professor Dr. Ernst Krieck in Heidelberg:

Was ist Anthropologie?

Es gehört zur ausgezeichneten Würde des höheren Menschentums, daß es nach dem Sinn seines Lebens und damit nach seinem eigenen Dasein immer wieder fragen muß. Künster und Dichter und Denker stellen die Grundfrage des Menschen nach sich selbst immer neu und suchen darauf jeweils Antwort von ihrer eigenen Natur und ihrer Aufgabe her. Darin liegt der menschenformende und menschenführende Sinn ihrer Schöpfungen.

Als die Griechen vom anschauenden Mythos zur begrifflichen Theorie übergingen, da stellten ihre ersten Philosophen die Frage nach der Gesetzmäßigkeit des Alls oder der Natur nur darum an den Anfang, weil die Not sie trieb, ihr aus den Naturordnungen herausgefallenes Menschentum wieder in die natürliche Gesetzmäßigkeit einzugliedern und damit das Menschentum seinem Glück und seiner Vollendung zuzuführen. Die Philosophie der Vorsokratiker hat zum Ziel eine Selbsterkenntnis und den Weg zur Führung des Menschentums. Also eine Anthropologie, die dann in der Philosophie Platons und Aristoteles ihren ersten Höhepunkt erreichte. Auf der Höhe des Mittelalters bildet Thomas von Aquino — als Kernstück seines Systems — die aristotelische Anthropologie zur scholastisch-katholischen Anthropologie weiter, und dieses Menschenbild beherrscht von da an bis zum heutigen Tag das ganze Lehrsystem der katholischen Kirche. In einer vortrefflichen Arbeit hat Wilhelm Classen in jüngster Zeit die Anthropologie des Thomas aus den Quellen in einfachen, klaren Linien herausgearbeitet und ihr Zug um Zug das völkisch-politische Menschenbild des Nationalsozialismus entgegengestellt. Denn alle Anthropologie, jedes Bild, das sich der Mensch um der letzten Sinnfrage willen von sich selbst macht, ist zuletzt nichts anderes als Ausdruck, wissenschaftliche Ausarbeitung einer Weltanschauung,

³ Die Abbildung wurde freundlicherweise vom Verfasser zur Verfügung gestellt.

die ihrerseits auf glaubensmäßiger Grundhaltung, auf Charakter beruht.

Das maßgebliche Menschenbild der letzten Jahrhunderte hat Kant in seiner Philosophie herausgearbeitet. Das abschließende Werk Kants heißt „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“. Um jene Zeit hat der junge W. von Humboldt in einem Entwurf, betitelt „Anthropologie“, versucht, das herrschende Menschenbild seiner Zeit in der neuhumanistischen Abwandlung zu zeichnen. 1820 veröffentlicht Fries seine Anthropologie, die von der Psychologie her entwickelt war. Kant bestimmt in seiner aus den Vorlesungen herausgearbeiteten „Logik“ (1800) Ort und Sinn der Anthropologie im Ganzen der Philosophie folgendermaßen:

„Das Feld der Philosophie läßt sich auf folgende Fragen bringen: 1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen? 4. Was ist der Mensch? Die erste Frage beantwortet die Metaphysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion, die vierte die Anthropologie. Im Grunde kann man aber alles dieses zur Anthropologie rechnen, da sich die drei ersten Fragen auf die letzte beziehen.“

Das damit gestellte Problem der philosophischen Anthropologie schien im 19. Jahrhundert in Verlust geraten zu sein trotz des Nachwirkens Kants in diesem Jahrhundert. Dilthey hat sich um seine Erneuerung bemüht, ohne durchstoßen zu können. Eduard Meyer hat seiner „Geschichte des Altertums“ eine positivistische Anthropologie als Einleitungsband vorangestellt. Die inzwischen heraufgekommene naturwissenschaftliche, beschreibende, rein extensive Anthropologie schien nicht nur das Feld dauernd für sich zu behaupten, sondern auch den Namen für sich monopolisiert zu haben, so sehr, daß heutige Gebildete und Gelehrte von jener großartigen, von Heraklit zu Kant und Humboldt reichenden Problematik der eigentlichen und ursprünglichen, der philosophischen Anthropologie nichts mehr wußten.

Die nationalsozialistische Bewegung aber hat das Problem von Grund auf neu gestellt mit ihrer Weltanschauung und Wertordnung. Es geht in unserer Revolution zuletzt nicht um Erneuerung des Staates und der Lebensordnung, sondern um Art und Sinn unseres Lebens selbst, um Erneuerung und Emporführung des deutschen Menschentums aus Blut und Boden, um den politischen und geschichtsbildenden Charakter von Volk und Menschentum. Die damit notwendig neuerstehende Anthropologie steht im Zusammenhang unserer neu entstandenen Lebenswirklichkeit. Das Gesamtweltbild der nationalsozialistischen Revolution hat zum Kernstück eine Anthropologie, die umschrieben ist durch die Begriffe „rassisch“, „völkisch“, „politisch“, während die universalistische Anthropologie der idealistischen Philosophie umrissen war durch die Begriffe „individualistisch“, „humanistisch“, „rationalistisch“ und „harmonistisch“. Im nationalsozialistischen Weltbild wird das rassisch-völkisch-politische Menschenbild flankiert durch ein entsprechendes Bild von der Natur, auf der anderen Seite mit einem Bild von der Geschichte, deren Achse die deutsche Volkwerdung ist, wie es der Führer auf seiner großen Rede vor dem

Studentenbund in München im Januar 1936 umrissen hat.

Man nehme einmal als Gegenstück dazu das mechanistische Menschenbild, das von Th. Hobbes im 17. Jahrhundert geschaffen wurde und das in England, zumal in dessen politischen und Wirtschaftswissenschaften, bis zur Gegenwart maßgeblich geworden ist. Das System von Hobbes gliedert sich ebenfalls in drei bezeichnende Teile: die Lehre vom Körper, die Lehre vom Menschen, die Lehre vom Staat, also auch hier ein anthropologisches Mittelstück.

Im Bereich des Nationalsozialismus ist Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts“ der bekannteste und weitreichendste Vorstoß zu einer neuen Anthropologie, einem Menschenbild in Volk und Geschichte zwischen den rassistischen Naturgrundlagen und der rassistischen Wertordnung. Hierher zu rechnen sind nicht nur die drei nunmehr vorliegenden Bände meiner „Völkisch-politischen Anthropologie“, sondern auch meine pädagogischen und staats-theoretischen Arbeiten. In derselben Richtung zu einer völkischen Anthropologie von Psychologie und Pädagogik her stoßen von Jaensch, Marburg, und Kroh, Tübingen, von dessen Schülern auch über die Anthropologie des Paracelsus und des K. G. Carus gearbeitet worden ist.

Keineswegs aber ist die neue Anthropologie Monopol irgendeines Faches oder Sonderaufgabe einer Gruppe von Fachwissenschaften. Vielmehr werden sämtliche Fachwissenschaften daran gebend und empfangend Anteil nehmen und in Gegenseitigkeit stehen, womit sie alle untereinander wieder zur Sinnlichkeit, zur Gemeinsamkeit der Grundlage und des Ziels kommen. Es liegt damit ein Bruch der Tradition der bisher allein herrschenden und universalistischen Philosophie vor.

Die Aufgabe der deutschen Hochschule

Am 11. März 1939 wurde in Berlin die Konferenz der Rektoren der wissenschaftlichen Hochschulen — die erste Rektorenkonferenz Großdeutschlands — zu Ende geführt. Staatsminister Dr. Wacker faßte in der Schlußsitzung das Ergebnis der Konferenz als einheitliche Auffassung aller Rektoren in nachstehenden Leitsätzen zusammen:

1.

„Die nationalsozialistische deutsche Hochschule hat die großen völkischen Aufgaben, die ihr vom Führer und dem Beauftragten für den Vierjahresplan gestellt sind, mit dem festen Entschluß übernommen, sie zu lösen und damit zu ihrem Teil beizutragen, die Lebensgrundlage des deutschen Volkes zu sichern und zu verbessern.“

2.

Die deutsche Hochschule als geistige Ausbildungsstätte des deutschen Volkes muß jedem begabten deutschen Volksgenossen offenstehen. Nicht nur die Durchführung des Studiums selbst, sondern auch die Aufnahme des Studiums muß gesichert werden. Das bedeutet, daß der Übergang von der Grundschule zur höheren Schule, von der höheren Schule zur Hochschule ohne Rücksicht auf Herkunft und wirtschaftliche Stellung jedem jungen Deutschen ermöglicht werden muß. Hierzu ist auch erforderlich, daß die vorhandenen Mittel zur

Förderung der Begabten innerhalb der Hochschule erhöht und die Kosten der Gesamtbildung einschließlich der Studienkosten gesenkt werden."

3.

„Durch positive Auslese muß der geeignete Nachwuchs in dem erforderlichen Umfange für die deutsche Hochschule zur Verfügung gestellt werden. Dadurch wird auch die Deckung des Bedarfs an Anwärtern der akademischen Berufe möglich. Auslese und Förderung der Besten und Begabtesten allein gewährleistet auf die Dauer den Hochstand der deutschen Wissenschaft und der deutschen Hochschule."

4.

„Die nationalsozialistische deutsche Hochschule stellt eine Arbeits- und Erziehungsgemeinschaft dar."

5.

„Lehre und Forschung sind für die deutsche Hochschule eine untrennbare Einheit. Grundforschung und Zweckforschung sind gleichberechtigte, notwendig zusammengehörende Aufgaben der Forschungsarbeit des deutschen Hochschullehrers. Der deutsche Hochschullehrer ist Lehrer und Forscher zugleich."

6.

„Die Erfüllung der völkischen Aufgaben, die der deutschen Wissenschaft gestellt sind, beeinträchtigt nicht die Freiheit der Lehre und Forschung, die Wesensmerkmale und unabdingbare Grundlage der deutschen Hochschule und ihrer Idee der Wissenschaft ist."

7.

„Die Hochschule ist nicht nur eine Bildungs- und Ausbildungsanstalt. Sie ist darüber hinaus dazu bestimmt und dafür verantwortlich, den Gesamtbestand und Hochstand des Geistesgutes des deutschen Volkes zu hüten, zu vertiefen und zu erweitern."

8.

„Bei der Festlegung der Studienpläne und der Gesamtbildung ist die entscheidende Frage, welcher Umfang und welches Maß an wissenschaftlicher Ausbildungsarbeit erforderlich ist, um die selbständige, schöpferische wissenschaftliche Arbeit zu sichern. Nicht entscheidend ist also die Frage, was abgestrichen werden soll und muß, um eine Verkürzung zustande zu bringen. Die Verkürzung der Gesamtbildungszeit ist insoweit anzustreben und zu verantworten, als der hohe Leistungsstand deutscher wissenschaftlicher Arbeit dadurch nicht zum Schaden des gesamten Volkes beeinträchtigt wird. Sie darf nicht einseitig zu Lasten der Studierenden erfolgen. Gleichzeitig mit einer Verkürzung der Gesamtbildungszeit ist eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Jungakademiker nach Abschluß ihres Studiums notwendig."

9.

„Zur Erfüllung der völkischen Aufgaben der deutschen Hochschule ist erforderlich, ihr zusätzliche Mittel zur dauernden Verbesserung ihrer Einrichtung zur Verfügung zu stellen."

10.

„Die deutsche Hochschule erstrebt die Einheit deutscher wissenschaftlicher Arbeit. Das bedeutet, daß Grundwissenschaft und angewandte Wissenschaft gleichberechtigte Glieder eines Ganzen sind, weil entscheidend für den Fortschritt der Wissenschaft im Enderfolg sowohl die Ausarbeitung und Anwendung gewonnener und übernommener Erkenntnisse, wie die Gewinnung neuer Erkenntnisse sein werden. Aus diesem Grunde müssen alle Wissenszweige ihrer Aufgabe und Bedeutung entsprechend gepflegt und gefördert werden."

11.

„Die deutsche Hochschule hat nach überlieferter Weltgeltung der deutschen Wissenschaft und nach ihrer gegen-

wärtigen Aufgabe und Leistung im großdeutschen Reich den Anspruch auf die Anerkennung und die Unterstützung des gesamten Volkes."

12.

„Die wissenschaftlichen Hochschulen des großdeutschen Reiches stellen eine Einheit dar, die notwendig auch die organisatorische Vereinheitlichung des gesamten Hochschulwesens beim Reich erfordert. Die nationalsozialistische deutsche Hochschule will die hohe Schule des deutschen Volkes sein!"

Neuregelung des Arbeitseinsatzes

Auf Grund seiner vom Beauftragten für den Vierjahresplan erteilten Vollmacht hat der Reichsarbeitsminister am 10. März 1939 eine (zweite Durchführungs-) Anordnung zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von besonderer staatspolitischer Bedeutung erlassen; die Anordnung ist am 15. März 1939 in Kraft getreten.

Nach dieser Anordnung ist eine Kündigung des Arbeitsverhältnisses in Betrieben der Land- und der Forstwirtschaft, des Bergbaues (ausgenommen: Steinkohlenbergbau), der Chemischen Industrie, der Baustoffherstellung, der Eisen- und der Metallwirtschaft nur dann auszusprechen, wenn das Arbeitsamt der Lösung des Arbeitsverhältnisses zugestimmt hat; das gilt für Betriebsführer, Angestellte und Arbeiter. Eine Kündigung ist rechtsunwirksam, wenn sie ohne vorherige Zustimmung des Arbeitsamtes ausgesprochen wurde. Der Geltungsbereich dieser Anordnung erstreckt sich auf private und öffentliche Betriebe sowie auf Verwaltungen aller Art.

Die Kündigungsbeschränkungen können auch auf einzelne Betriebe (die nicht von der Anordnung ohnehin erfaßt werden) angeordnet werden, und zwar schriftlich von den Präsidenten der Landesarbeitsämter.

Am 15. März 1939 laufende Kündigungen werden dann von der Neuregelung erfaßt, wenn die Kündigungen nach dem 25. März 1939 wirksam wurden; sie bedürfen in diesem Falle der nachträglichen Zustimmung des Arbeitsamtes.

Die Neuregelung brachte auch eine Beschränkung der Einstellungen. Neben der weiterbestehenden Einschränkung für die Einstellung von Jugendlichen unter 25 Jahren, von Metallarbeitern, von Arbeitern und technischen Angestellten bei Betrieben der Bauwirtschaft ist nunmehr bestimmt, daß Arbeitskräfte, die nach Eintragung im Arbeitsbuch zuletzt u. a. in Betrieben des Bergbaues (ohne Steinkohlenbergbau), der Chemischen Industrie, der Baustoffherstellung, der Eisen- und der Metallwirtschaft beschäftigt waren, in Betrieben jeder Art nur unter Zustimmung des Arbeitsamtes eingestellt werden dürfen. Nicht erforderlich ist die Zustimmung bei Einstellung in einem Betrieb des gleichen Wirtschaftszweiges. Im Bergbau ist zustimmungspflichtig der Wechsel aus einem in einen anderen Bergbauzweig (z. B. von der Braunkohle zum Erz usw.).

Allgemein fällt die Einholung der Zustimmung des Arbeitsamtes fort, wenn beide Vertragsteile sich über die Lösung des Arbeitsverhältnisses einig sind.

Die jeweilige Stellungnahme des Arbeitsamtes zum Wechsel einer Stellung hat alle wesentlichen Gesichtspunkte zu berücksichtigen: die staatspolitische Notwendigkeit des Arbeitseinsatzes, die Aufgaben und Leistungsfähigkeit der Betriebe und die persönlichen und beruflichen Entwicklung der Arbeitskräfte. Der letztgenannte Gesichtspunkt hat besondere Bedeutung u. a. für die jüngeren Diplomingenieure.

Von unseren Hochschulen

Gustav Köhler: Am 1. April 1939 sind es 100 Jahre, daß Gustav Köhler, einer der bedeutendsten und verdienstvollsten Direktoren der Bergakademie Clausthal geboren wurde. Einer alten Bergmannsfamilie des Oberharzes entstammend (sein Vater war „Bergfaktor“ in Zellerfeld), besuchte er das Gymnasium und die Bergakademie Clausthal und war dann von 1860 bis 1866 als praktischer Bergmann und Untersteiger tätig. Als preußischer Bergassessor stand er zunächst im Dienste privater Bergwerke, u. a. von 1870 bis 1875 als Berginspektor in Oberschlesien und als Bergwerksdirektor in Böhmen.

1876 wendete sich Gustav Köhler seinem uryeigensten Lebensberufe, der Lehrtätigkeit zu; zuerst an der Bergschule in Bochum, dann 1880 als Dozent für Bergbau- und Aufbereitungskunde an der Bergakademie Clausthal, die damals noch mit der Bergschule vereinigt war. Sieben Jahre später wurde er zum Nachfolger des Direktors Albrecht von Groddeck als Direktor der Bergakademie bestellt; das Amt hatte er bis 1909 inne, in welchem Jahre er in den Ruhestand trat. 1885 war er zum Bergrat, 1891 zum Oberbergrat und schließlich zum Geheimen Bergrat ernannt worden. Er starb am 25. März 1923, wurde somit 84 Jahre alt.

Durch 22 Jahre hindurch leitete Gustav Köhler die Clausthaler Bergakademie, die unter ihm einen bedeutenden Aufschwung nahm, was nicht zuletzt sein Verdienst ist. Neben seiner erfolgreichen Lehrtätigkeit — von ihr zeugen das Ansehen und die Leistungen vieler seiner Schüler in allen Weltteilen — war er durch Veröffentlichungen hervorgetreten, von denen in erster Linie sein in vielen Auflagen verlegtes „Lehrbuch der Bergbaukunde“ zu nennen ist, das von grundlegender Bedeutung wurde und den Ruf der Verfassers und damit das Ansehen der Clausthaler Bergakademie in der Welt begründete. Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden 1905 durch die Verleihung der Würde eines Dr.-Ing. E. h. durch die Technische Hochschule Aachen gewürdigt

H. Morich

Langemarck-Studium: Anlässlich der Eröffnung des 4. Lehrganges des Langemarck-Studiums in Hannover am 9. 12. 1938 (die drei ersten Lehrgänge finden in Heidelberg, Königsberg und Stuttgart statt) führte Reichsstudentenführer Dr. G. Scheel u. a. aus:

„Wohl kaum eine Tatsache vermag den ungeheuren Wandel unseres völkischen Lebens schlagartiger zu beleuchten, als die, daß den sieben Millionen Arbeitslosen des Jahres 1932 eine Million fehlender Arbeitskräfte im Jahre 1938 gegenüberstehen. Während damals beste Fähigkeiten brachlagen, erleben wir heute eine wahre Jagd nach Arbeitskräften. Mit dieser Entwicklung ist auch die Begabtenförderung in ein entscheidendes Stadium eingetreten.

Der Nationalsozialismus hat den verlogenen Bildungsdünkel gestürzt und an die Stelle einer Rangordnung der Klassen und Berufe die Wertordnung der Leistung und Haltung gesetzt. Deshalb kann es sich heute nicht darum handeln, einen ‚Aufstieg der Begabten‘ zu fördern, sondern einzig und allein jeden Begabten an den richtigen Arbeitsplatz zu setzen, wo er für sein Volk eine Höchstleistung vollbringen kann.

Hier im Langemarckstudium haben wir zum erstenmal den Gedanken einer nationalsozialistischen Auslese für die Hochschule konsequent durchgeführt. Wir glauben: Hier erfüllt sich eine Grundforderung der Bewegung, hier zieht zum erstenmal in der deutschen Geschichte das deutsche Arbeitertum in die höchsten Bildungsstätten der Nation ein.

Wir wollen diese jungen Männer zu beruflichen Könnern und bewußten Kämpfern der Bewegung erziehen, die niemals vergessen werden, daß sie als Glieder des

deutschen Arbeitertums hier stehen und deshalb alles Können und Wissen nur für dieses große schaffende Deutschland einzusetzen haben: Sie sind Arbeiter und werden Arbeiter bleiben und damit den Typ des Akademikers von gestern endgültig überwinden helfen.

Es ist nicht einzusehen, warum die großartige Berufsplanung und Berufslenkung, die heute überall durchgeführt wird, für die Hochschule nicht gültig sein soll. Die Wahl des Studiums darf nicht dem Zufall überlassen bleiben oder, wenn das Studium besonders teuer ist, nur den Söhnen wohlhabender Eltern offenstehen.

Ich habe deshalb dafür gesorgt, daß durch eine großzügige Berufsberatung auf den höheren Schulen, eine entsprechende Berufserziehung während des Studiums und eine anschließende Berufslenkung jeder zu einem Studium geeignete junge Mann auch tatsächlich an den richtigen Arbeitsplatz gebracht wird.

Wir Studenten sehen in unserem Langemarckstudium die Verwirklichung eines alten Kampfzieles. Wir sind einst ausgezogen, um als SA.-Männer und Studenten die Hochschule für den Führer zu erobern. Wir sind Sturm gelaufen gegen den verlogenen Bildungswahn und die hohle Exklusivität der damaligen Akademiker und haben in der deutschen Revolution des Jahres 1933 einer neuen Jugend die Tore einer neuen Hochschule geöffnet.“

Hochschul-Planung: Auf der ersten großdeutschen Konferenz der Rektoren der wissenschaftlichen Hochschulen, die Anfang März 1939 nach Berlin einberufen war, machte Staatsminister Dr. Wacker, der Leiter des Amtes für Wissenschaft im Reichserziehungsministerium, u. a. Ausführungen über eine Planung für das deutsche Hochschulwesen, die weitgehendstes allgemeines Interesse, besonders aber auch die Beachtung der technischen Akademiker beanspruchen müssen. Einen ausführlichen Bericht brachte die „Frankfurter Zeitung“ (123—124 vom 8. März 1939), nach dem Dr. Wacker ausführte, daß heute „in keinem einzigen Fall eine ‚Universitas‘ im Sinne des 20. Jahrhunderts vorhanden sei, also keine allgemeine umfassende Lehr- und Forschungsstätte, in der für Lehre und Forschung die Grundfakultäten vereinigt seien, aus denen die tatsächliche ‚Universitas‘ bestehe“. Für eine Hochschulplanung werde zunächst schon dadurch viel genommen, daß die Ausbildungsstätten für Spezialwissenschaften beschränkt werden; dadurch könnten die Institute, die endgültig Ausbildungsstätten für Spezialwissenschaften blieben, hochwertig ausgestattet, die Lehrstühle erstklassig besetzt werden. Doch müsse die Planung des deutschen Hochschulwesens noch tiefer gehen: „Sie werde anknüpfen, wo eine Tradition gegeben sei und werde auf die Aufgaben und die Bedeutung der Hochschule in der sie umgebenden Landschaft eingehen, und versuchen, die Aufgabenverteilung jeder Hochschule nach einem besonderen Plan vorzunehmen. Das Reichserziehungsministerium wolle nicht nur an einer Stelle des Reiches und nur in einer Stadt die große vollständige Universität haben, sondern es wolle auch die Hochschulen in den Provinzen in ihrem bisherigen Charakter bewahren. Die Universitätsstadt Berlin werde darum nicht die Aufgabe einer einzigen deutschen Reichshochschule haben, sondern sie sei zunächst nichts anderes als die Formulierung einer geschlossenen ‚Universitas‘ des zwanzigsten Jahrhunderts, ein Beispiel, in dem die Einheit der deutschen Wissenschaft, wie sie für das Dritte Reich charakteristisch sei, zusammengefaßt werde. Aber auch sie unterliege dem Grundsatz der Planung, weil nicht alle Spezialwissenschaften, die in Deutschland betrieben würden, zusammengefaßt werden könnten. An ihr würden vielmehr die Grundfakultäten zusammengeschlossen werden, die die ‚Universitas‘ ausmachen, nämlich die Geisteswissenschaften, die Rechts- und Staatswissenschaften, die medizinischen

Wissenschaften, die reinen Naturwissenschaften und die angewandten Naturwissenschaften. Das seien die Disziplinen, die heute zum Körper einer Universität und einer Technischen Hochschule gehörten. Das Bemühen um eine Planung im Hochschulwesen sei im Grunde eine nationalsozialistische Forderung, sei der Ausdruck des Ringens um eine klare Form und um eine gültige Konstruktion und Organisation, in deren Rahmen die freie wissenschaftliche und geistige Arbeit sich nach ihren Gesetzen betätigen könne."

Damit — und das darf mit Genugtuung ausgesprochen werden — wird die Haltung des Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure, wie sie hier in „Technik und Kultur“ seit Jahrzehnten verfochten wurde, gerechtfertigt: nicht Spezial- und Fachhochschule, sondern Bildung der ‚Universität‘, in deren Rahmen die wissenschaftliche Technik gehört, ohne die eine ‚Universität‘ nicht vorhanden ist!

Neue Habilitations-Ordnung: Durch Erlaß des Reichserziehungsministers wurde die Habilitation an den deutschen Hochschulen neu geregelt. Anlaß zur Neuordnung gaben einerseits der Mangel an Hochschul-Lehrernachwuchs und die wirtschaftliche Lage derselben, andererseits die Verhältnisse, die durch die Wiedervereinigung Österreichs und des sudetendeutschen Gebietes sich ergeben haben.

Voraussetzung für die Habilitation ist der Erwerb des Doktorgrades (bzw. Lizentiatengrad) und eine mindestens zweijährige wissenschaftliche Tätigkeit nach dem Abschluß des Hochschulstudiums. Die Habilitation, mit der die Verleihung des „akademischen Grades eines habilitierten Doktors (bzw. Lizentiaten) seines Faches“ verbunden ist (also z. B. „Dr.-Ing. habil.“), erfolgt auf Grund einer wissenschaftlichen Arbeit und einer wissenschaftlichen Aussprache.

Der Antrag auf Zulassung ist bei der fachlich zuständigen Fakultät einzureichen; diese holt eine Stellungnahme des örtlichen Dozentenbundführers ein. Die Entscheidung über die Zulassung hat der Dekan der Fakultät. Von der Einreichung einer besonderen Habilitationsschrift, die sonst die wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern geeignet sein muß, kann ausnahmsweise dann abgesehen werden, wenn bereits Veröffentlichungen des Bewerbers vorliegen, die eine ausreichende Beurteilungsgrundlage bieten. Die „wissenschaftliche Aussprache“ soll beweisen, daß der Bewerber sich über seine Fachfragen befriedigend aussprechen kann. Erst nach der erfolgreichen „Aussprache“ wird der Druck der Habilitationsschrift veranlaßt.

Vollzogen wird die Habilitation vom Dekan durch Ausfertigung eines Diploms; die Habilitation muß dem Reichserziehungsminister angezeigt werden, eine Zustimmung der Unterrichtsverwaltung des betr. Landes ist nicht mehr vorgesehen. Die Habilitation ist gebührenfrei. Wird die Habilitation abgelehnt, so kann nach Ablauf eines Jahres ein erneuter Zulassungsantrag gestellt werden.

Die Verleihung der Lehrbefugnis setzt die Habilitation voraus und ist ein selbständiger Akt, der das Bestehen einer Lehrprobe und die erfolgreiche Teilnahme an einem Lehrgang des Reichslagers für Beamte verlangt. Die Lehrprobe, die öffentlich ist, besteht in einer insgesamt dreistündigen Vorlesung aus dem gewählten Sachgebiet an drei verschiedenen Tagen einer Woche. Die Lehrprobe kann auf eine Stunde beschränkt werden, wenn eine bisher schon ausgeübte Vortragstätigkeit eine Beurteilung der Lehrfähigkeit ermöglicht. Den speziellen Gegenstand der Lehrprobe bestimmt der Dekan aus drei vom Bewerber eingereichten Vorschlägen. Die Entscheidung liegt ausschließlich beim Reichserziehungsminister. Mit der Verleihung der Lehrbefugnis wird zugleich die Ernennung zum Dozenten und die Berufung in das Beamten-

verhältnis ausgesprochen, und zwar als außerplanmäßiger Beamter auf Widerruf.

Zum außerplanmäßigen Professor kann vom Reichserziehungsminister ein Dozent ernannt werden bei Bewährung in Forschung und Lehre; damit wird aber kein Anspruch an den Staat und keine Anwartschaft auf einen planmäßigen Lehrstuhl begründet.

Die neue Ordnung ist am 1. Oktober 1938 an die Stelle der bisher geltenden Reichshabilitationsordnung und der Bestimmungen im ehemaligen Österreich getreten; mit Wirkung vom 1. Januar 1939 gilt sie in den sudetendeutschen Gebieten.

Semesterordnung: Durch eine Anordnung des Reichserziehungsministers wurde das Studienjahr festgelegt, und zwar jeweils beginnend am 1. April und endend am 31. März. Es wird in zwei Studienhalbjahre — Semester — eingeteilt: Sommersemester vom 1. April bis 30. September, Wintersemester vom 1. Oktober bis 31. März. Damit ist der Reichserziehungsminister dem Vorschlag der Einführung von sogenannten „Trisemestern“, um der Studienzeitverkürzung willen, nicht beigetreten.

Der Reichserziehungsminister wird — wie bisher — bestimmen, in welcher Zeit innerhalb der Semester der Vorlesungs- und Unterrichtsbetrieb durchzuführen ist. In Aussicht genommen ist für das Sommersemester regelmäßig die Zeit etwa Mitte April bis Ende Juli, für das Wintersemester Ende Oktober bis Ende Februar. Für das SS. 1939 und WS. 1939/40 ist angeordnet:

| | SS. 1939 | WS. 1939/40 |
|---|-------------------|--------------------|
| Vorlesungen und Übungen . . . | 12. 4. bis 29. 7. | 21. 10. bis 29. 2. |
| Einschreibungen und Rückmeldungen . . . | 25. 3. „ 20. 4. | 2. 10. „ 29. 10. |

Die Vorlesungsunterbrechungen an Pfingsten und Weihnachten sollen möglichst kurz bemessen werden.

Weltstudentenwerk: Wie die „NSK.“ (55, 5. III. 39) mitteilte, stellte auf der Versammlung des Weltstudentenwerks in Genf am 4./5. März 1939 der Leiter des deutschen Sekretariats für die internationale studentische Zusammenarbeit im Auftrage des deutschen Kreises in einer Erklärung fest, „daß das Weltstudentenwerk in seiner internationalen Hilfswerktätigkeit in den letzten Jahren mehr und mehr eine ausschließlich antideutsche Haltung einnahm. Andererseits hätte das Weltstudentenwerk keinerlei Interesse für das notleidende nationalsozialistische Studententum in Deutschland vor 1933, die österreichischen nationalsozialistischen Flüchtlingsstudenten aus der Zeit vor dem Anschluß an das Reich und ebenso für die sudetendeutschen Flüchtlingsstudenten gezeigt. Der deutsche Kreis müsse zukünftig jegliche Zusammenarbeit mit der Genfer Leitung abbrechen, wenn nicht durch sofortige entsprechende Maßnahmen das Mißtrauen auf deutscher Seite beseitigt werden würde. Zum Abschluß betonte der Leiter des deutschen Sekretariats, daß der deutsche Kreis jedoch größten Wert auf den Ausbau der Beziehungen zu den einzelnen nationalen Kreisen legen würde.“

Pro und Contra

Männer voll Leben, nicht Fachschablonen — Studenten-Pressedienst. Amtlicher Pressedienst des Reichsstudentenführers, 5. März 1939.

Die Verlautbarung unter obiger Spitzmarke nimmt Stellung gegen „jene schon längst bekannten Träger einer liberalistischen Wissenschaftsauffassung“, die der Meinung sind, daß „eine Verkürzung der Studienzeit notwendigerweise auch eine Verschlechterung der Ausbildung schlechthin mit sich bringen müsse“, und macht — zur „notwendigen Klarstellung“ — folgende Ausführungen:

„Wir leben heute in einer Zeit, in der alles bestrebt ist, die vorhandenen Kräfte zu konzentrieren und auf möglichst ertragreiche Weise zu nutzen. Gerade in dieser Zeit aber begrüßt das deutsche Studententum die Pläne zur Studienverkürzung, da es in ihnen vor allem eine

formale Zeitbeschränkung, eine Wertung und weise Beschränkung des gesamten Studienstoffes sieht. Diese Verkürzung der Studienzeit darf aber unter keinen Umständen auf Kosten der Erziehung der deutschen Studenten, also auf Kosten der Arbeit des Nationalsozialistischen Studentenbundes gehen. Die Führung des deutschen Studententums sieht keinen Grund, anzunehmen, daß es in der heutigen Zeit von Nutzen sein kann, junge Menschen in einer möglichst raschen Ausbildung zu fachlichen Spezialisten heranzubilden, sondern sie ist der Meinung, daß der zukünftige Ingenieur, Arzt oder Rechtsanwalt usw. in erster Linie Führer sein muß, um die großen Aufgaben, die ihm von Volk und Staat gestellt werden, zu meistern. Einzelne Fähigkeiten können nur geschärft oder vielmehr zugespitzt werden auf Kosten des ganzen Menschen, und damit geht das Gleichgewicht seiner Existenz verloren. Die Natur rächt sich eben, wenn man sie mit Füßen tritt. In der Mühle des großen Spezialisismus, d. h. der fachlichen Schnellpresse, werden aber die Persönlichkeiten geradezu verpulvert.

Ganz abgesehen von dieser Erkenntnis, die die Bewegung in Zeiten ihres Kampfes immer verfochten hat, lehrt ein Beispiel der jüngsten Zeit die Richtigkeit dieses Standpunktes. Denn wem verdanken wir den genialen Schutzwall im Westen unseres Reiches? Verdanken wir ihn nur einem großen Fachmann oder nicht viel mehr einer genialen Persönlichkeit, deren Tatkraft Tausende mitgerissen und begeistert hat? Wir können an diesem Beispiel sehen, daß zur Vollendung eines großen Werkes mehr nötig ist als nur solides Fachwissen. Irgendwann aber wird einmal die Frage auftauchen, ob wir die Technik oder ob die Technik uns zwingt, und diese Frage wird nicht mehr von Fachmännern entschieden, sondern von Persönlichkeiten, von Männern mit Mut und tiefer Seelenkraft. Wer aber als Techniker nicht Menschen innerlich fassen, führen und in seinen Willen zwingen kann, ist nur eine halbe Kraft. Man kann sich auch oder besser gerade für die Zukunft keinen Arzt und keinen Ingenieur denken, der nicht irgendwie zugleich Seelen- und damit Volksführer ist.

Das aber lernt man nicht aus Büchern, nicht aus Schulen, sondern durch Erziehung, d. h. durch das Leben selbst. An der Hochschule aber ist der Studentenbund die Organisation, die der Partei und dem deutschen Volk allein verantwortlich ist und diese Erziehung des werdenden Wissenschaftlers übernommen hat. Die Ausschaltung der Erziehung durch die NSDAP. nach und nach auf alle geistigen Berufe übertragen zugunsten einer Nur-Fachausbildung, ist undenkbar, denn sie würde das Gespenst eines 9. November an die Wand malen. Die durch Verzicht auf Erziehung scheinbar erreichte Steigerung oder Vermehrung des Nachwuchses wäre ein Selbstbetrug, weil die Zahl durch Kosten der Qualität und Substanz dieser Menschen geht. Fünf Ingenieure, die wirklich Männer voll Blut und Leben sind, leisten immer noch mehr als zehn bleichwangige und abgearbeitete Fachschablonen. Hundert graue Pferde machen noch nicht einen Schimmel! In dem Augenblick, da man auch nur den Gedanken haben würde, das Erziehungsrecht der NSDAP. anzutasten, erhebt der Studentenbund im Namen der Partei Einspruch, weil er das Ende einer solchen Entwicklung klar übersieht und sich nicht von Scheinerfolgen des Augenblicks bluffen läßt. Gerade aber diese Erschwerung der Umstände wird den Studentenbund noch fanatischer und unerschütterlicher in seinem Willen machen, die planmäßige weltanschaulich-seelische Erziehung der Studenten durchzusetzen. Dieses Trotzdem ist das Gesetz der Kampfzeit. Je schwerer die Aufgabe, desto mehr Kräfte werden für ihre Lösung frei. Ein Nationalsozialist kann alles verstehen, nur eines nicht, den freiwilligen Verzicht. Das Wort 'unmöglich', das Wort 'es geht nicht' gibt es in unserem Sprachschatz und damit auch in unserem Denken und Handeln nicht!"

„Springer“ in Oberschulen — Erlaß des Reichserziehungsministers.

In einem 1938 erfolgten Erlaß hat der Reichserziehungsminister grundsätzlich verboten, daß Schüler in Ober-

schulen (Höhere Schulen) wegen besonderen Leistungen in eine höhere Klasse vorzeitig versetzt werden, was somit das Ende der sogenannten „Springer“ bedeutet.

Neben der Tatsache, daß die Dauer der Oberschule ohnehin schon von 9 auf 8 Jahre verkürzt wurde und daß damit höhere Anforderungen an den Schüler gestellt werden müssen, dürfen es aber vor allem sachliche Erwägungen gewesen sein, die zu dem Entschluß des Reichserziehungsministers geführt haben: der Zweck der Reifeprüfung bzw. der Oberschule ist nicht bloß der Nachweis der Aneignung eines bestimmten Wissensschatzes, sondern darüber hinaus die Erlangung einer „geistigen“ (und auch „körperlichen“) „Reife“, die Ausbildung einer gewissen Urteilsfähigkeit, ohne die ein Hochschulstudium wenig aussichtsreich erscheint. Soweit Erfahrungen seitens solcher „Springer“ vorliegen, rechtfertigen sie den Erlaß; sie sprechen davon, daß sie zwar nicht wenig stolz auf den Vorzug des Überspringens waren (und natürlich auch die Eltern!), daß sie aber früher oder später diesen Vorzug mit nicht wenigen Nachteilen bezahlen mußten, denn wenn sie auch im formalen Wissen den älteren Mitschülern oder auf der Hochschule den älteren Studenten gleichen Semesters zum mindesten gleich waren, in der Reife des Urteils waren sie unterlegen. In einem wirklichen Leistungswettbewerb mußten sie normalerweise unterlegen sein, weil die Leistung nicht allein von den Kenntnissen und den geistigen Fähigkeiten abhängt; zu ihnen muß eben Erfahrung und innere Reife treten, die nicht ohne weiteres erzwungen werden können, sondern eine Funktion der Zeit bzw. des Wachstums sind.

Die Ehrenrettung des Primus — „Der Altherrenbund“. Amtliches Organ des NS.-Altherrenbundes der deutschen Studenten. Folge 7, Januar 1939.

Die Notiz berichtet über eine Veröffentlichung von Prof. Dr. I. von Leers in „Wirtschaftswinke“ über die Frage, welche Bedeutung das Schulzeugnis für die Leistung im späteren Leben habe, wobei auf eine schwedische Untersuchung zurückgegriffen ist. Dort hat man u. a. den Weg der Abiturienten verfolgt und festgestellt, daß über 75 v. H. der besten Abiturienten („fast jeder einzelne ein Primus“) des Gymnasiums in Göteborg sehr weit über den Durchschnitt hinaus in ihrem Leben gekommen sind. An diese Untersuchung knüpft der Verfasser folgende sehr beachtliche Folgerungen:

„Das ist eine Untersuchung, die höchst interessant ist. Sie rettet nicht nur den Ruf des vielbenedicten Primus, sondern sie regt dazu an, doch auch einmal in Deutschland eine ähnliche Untersuchung anzustellen. Bei uns würde dies allerdings sehr viel schwerer sein, weil die letzten zwanzig Jahre mit Krieg und politischer Umgestaltung die Menschen ganz anders durcheinandergewirbelt haben als im geruhsamen Schweden. Immerhin scheint, wenn man die schwedische Untersuchung etwas verallgemeinern darf, sich daraus die Tatsache zu ergeben, daß die Schule und in Sonderheit das humanistische Gymnasium eine gar nicht so schlechte Auslese für geistigwissenschaftlich, kritische und schöpferische Fähigkeiten, soweit sie sich auf wissenschaftlichen Gebiet bewegen, darstellen. Das aber bedeutet, daß, wer jemand anstellt, der sein Abiturium mit einer guten Nummer gemacht hat oder anständige Schulzeugnisse vorlegt, doch im allgemeinen sicher gehen kann, daß dieser nicht etwa nur ein unpraktischer Büchermensch, sondern ein im täglichen Leben wahrscheinlich über dem Durchschnitt stehender Mensch, jedenfalls soweit es auf geistige Leistungen ankommt, sein wird. Man darf in diesem Zusammenhang übrigens daran erinnern, daß neben jenen bedeutenden Männern, die in ihrer Schulzeit — sei es durch Spätreife, sei es aus anderen Gründen, vielfach einfach infolge einseitiger Begabung, die von der Schule nicht anerkannt wurde — als schlechte Schüler galten, stets eine Menge von bedeutenden Männern stand, die schon auf der Schule durch Höchstleistungen überraschten. Der junge Napoleon Bonaparte auf der Kriegsschule in Brienne, Moltke im Kadettenkorps in Kopenhagen, vor allem zahlreiche Gelehrte sind gültige Beispiele für diese Tatsache.“

Kürzung der Ingenieurausbildung — Ministerialrat a. D. K. M ü h l m a n n in „Sächs. Ingenieur-Zeitschrift“, Heft 3, 6. März 1939.

In einem Aufsatz „Der Nachwuchs der Ingenieure und Baumeister“ erörtert der Verfasser u. a. auch die Kürzung der Ausbildung der Diplomingenieure und führt aus, daß gekürzt werden könnten; die praktische Werkstatttätigkeit, die Ferien und „viel Zeit, die jetzt für die Prüfungen verloren geht“.

Nun sind ja inzwischen, wie hier bereits berichtet, infolge der Kürzung des Studiums auf gesamt drei Jahre, die Dinge an sich durch die Anordnungen des Reichserziehungsministers entschieden. Und Übereinstimmung dürfte darüber bei den maßgebenden Stellen herrschen, daß diese Kürzung der Ausbildungszeit, soll das Ausbildungsziel nicht herabgesetzt werden, grundsätzlich nicht durch Zeitersparnisse in der Ausbildung, sondern durch deren Reform des Unterrichts ausgeglichen werden muß. Ob dazu die Zeit, die auf die Prüfungen verwendet werden muß, wesentlich verkürzt werden kann, insbesondere dadurch, daß — wie Mühlmann vorschlägt — die Diplomarbeit wegfällt, muß erheblichen Bedenken begegnen. Diese Frage ist bestimmt nicht mit dem Hinweis, daß „noch vor vier Jahrzehnten die Prüfungen an der Dresdener Hochschule ohne Diplomarbeit an wenigen Prüfungstagen durchgeführt wurden“; denn vor vier Jahrzehnten wurde gerade mit der Umgestaltung der Prüfungen im Hinblick auf die 1899/1900 erfolgte „Gleichstellung“ der Technischen Hochschulen mit den Universitäten begonnen, und die Diplomprüfungsordnung wurde in den folgenden Jahren mit einer Übergangszeit (bis etwa 1905) eingeführt. Wie dem auch sei, ob der „jetzige zeitraubende Apparat der Prüfungen ... sich dann in eine mündliche Prüfung von wenigen Stunden zusammendrängen lassen“ könnte (wie Mühlmann meint) oder nicht, es wird allemal darauf ankommen, welches Ziel die Ausbildung hat und was durch die Prüfung dargetan werden soll.

Anziehungskraft der Diplomingenieur-Berufe — Ministerialrat a. D. K. Mühlmann in „Sächs. Ingenieur-Zeitschrift“, Heft 3, 6. März 1939.

In seinem Aufsatz über den Nachwuchs der technischen Berufe beschäftigt sich der Vf. auch mit den „Gründen ... für die Tatsache, daß sich die Abiturienten der Oberschulen mit ihren Reifezeugnissen mehr anderen Studienrichtungen zuwenden als dem Ingenieurberuf“. Und er führt u. a. folgendes an:

1. „Die Dr.-Ing.-Prüfung wird unnötig erschwert. Während z. B. die medizinische Fakultät Wert darauf legt, daß jeder Arzt Dr. ist, werden die Dr.-Ing.-Arbeiten immer umfangreicher und zeitraubender gemacht. Gewiß wollen die Technischen Hochschulen ihren Dr.-Titel besonders hochhalten, aber in der Öffentlichkeit ist Dr. gleich Dr., und das gesellschaftliche Plus, das im Dr.-Titel liegt, bleibt dem Ingenieurstand versagt.“
2. „Eine andere Eigentümlichkeit der Technischen Hochschulen, die ihre Anziehungskraft gerade auf die lebensfrischesten Jungen mindert, ist die Schwierigkeit des Hochschulwechsels. Der Jurist und der Mediziner in den klinischen Semestern können jedes Halbjahr an einer anderen Universität studieren, weil sie in jedem Semester bestimmte Abschnitte ihres Studiums hören und erarbeiten können. Aber bei den Technischen Hochschulen gehen die Kollegs mit den zugehörigen Übungen über drei oder vier Semester, sie laufen nebeneinander und zu wenig nacheinander.“
3. „Wichtig für die Steigerung der Nachwuchszahlen ist die Hebung des Berufsansehens und der Wertschätzung des Ingenieurs in der Öffentlichkeit.“
4. „Dem Ingenieur fehlt der Reiz der Selbständigmachung und die Befriedigung des gesunden Geltungsbedürfnisses.“

Hierzu sei hier nur festgestellt, daß wir seit Jahr und Tag den 3. und 4. Punkt als ausschlaggebende Faktoren für die Anziehungskraft auf die tüchtige Jugend hervorheben haben; die Erkenntnis erfaßt also einen wachsenden Kreis! Der 1. Punkt ist nicht ohne Bedeutung, der 2. dürfte kaum eine wesentliche Rolle spielen. Des Pudels Kern bleibt: Hebt das Ansehen des Berufsstandes in den Augen der Öffentlichkeit und gebt dem Beruf Raum. Wie das geschehen kann und was unter dem

„Raum“ zu verstehen ist, wurde in „Technik und Kultur“ früher genug erörtert.

Der Schrei nach Ingenieuren — „Deutsche Allgemeine Zeitung“ Nr. 57 — 1939. Bericht von Kl. L u s e r k e über eine Unterredung mit Professor M e n t z e l, Präsident der deutschen Forschungsgemeinschaft, Reichserziehungsministerium.

Aus diesem Bericht seien folgende Stellen wiedergegeben:

... Wir haben eine gewisse Übersicht durch die Berufswünsche, die von den Abiturienten beim Abgang geäußert werden. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, daß 1937 zwei Abiturienten-Jahrgänge auf einmal entlassen wurden, so daß wir im Altreich rund 38 000 männliche Abiturienten hatten. Davon wollten etwa 10 Prozent die technische Ingenieurlaufbahn einschlagen, wobei auch die Zahl der in die Luftfahrtindustrie gehenden zu berücksichtigen ist. Die Naturwissenschaftler stellten einen geringeren Anteil, während die Chemiker nur mit anderthalb Prozent beteiligt waren. Das ist bei dem Umfang und der Arbeitsleistung unserer chemischen Industrie für den chemischen Nachwuchs viel zu wenig. Aber wir verzeichnen schon dieses Jahr eine erhebliche Besserung dieses Verhältnisses; es haben sich danach 18 Prozent für die technische Laufbahn entschieden und 3,5 Prozent wollen Chemiker werden, d. h. also doppelt soviel Chemiker als im vorigen Jahr. Es ist dabei zu bedenken, daß der tatsächliche Bedarf an Nachwuchs, Ingenieuren und Chemikern sehr schwer feststellbar ist. Nach den Schätzungen der Wirtschaft werden heute 35 000 Ingenieure und 7 000 bis 8 000 Chemiker gebraucht. Ich glaube sicher, daß diese Zahl zu hoch gegriffen ist, besonders, da die Industrie ja auch immer Auswahlmöglichkeiten haben will.

Wenn man die Gesamtzahl der an allen technischen Hochschulen Studierenden mit der Vorkriegszahl vergleicht, dann haben wir heute wieder annähernd den Stand der Vorkriegszahl mit rund 10 000 Studierenden erreicht. Praktisch kann man die Zahlen aber nicht vergleichen. Einmal ist der Bedarf durch die Einbeziehung der Ostmark und des Sudetenlandes erheblich gestiegen (wogegen nur ein Zuwachs von rund 1 500 in Wien und 600 in Graz an den dortigen Technischen Hochschulen Studierenden steht), und dann hat sich auch das Verhältnis von Hochschul- also Diplomingenieur zum Fachschulingenieur verschlechtert. Normalerweise muß dies Verhältnis 1:6 betragen, d. h. auf einen Diplomingenieur müssen sechs Fachschulingenieure kommen. Praktisch finden wir aber heute auf einen Diplomingenieur nur vier Fachschulingenieure. Außerdem besteht heute, wenn auch nur in geringem Umfang, schon die Möglichkeit, besonders begabte Fachschulingenieure zum Hochschulstudium überzuleiten, um auch aus ihnen noch Diplomingenieure zu machen. Das wird durch die Tatsache erschwert, daß hierzu besonders geschulte Lehrkräfte erforderlich sind, und hilft zwar die Zahl der Diplomingenieure zu erhöhen, nicht aber das so wichtige Verhältnis zwischen beiden Ingenieurarten zu verbessern. In diesem Zusammenhang darf übrigens auch das Langemarck-Studium nicht unerwähnt bleiben, durch das ausgesuchte und besonders begabte Arbeiter die Möglichkeit haben, ohne Reifeprüfung mit rein tatsächlichen Wissensprüfungen zum Hochschulstudium zu kommen.

Gelingt es also, dieses Verhältnis wieder auf das normale Maß zu bringen, wie es auch für die Wirtschaft erforderlich ist, um die wertvollen Diplomingenieurskräfte nicht etwa an Stellen einzusetzen, die von Fachschulingenieuren besetzt werden können, so kann man damit rechnen, daß eine Erhöhung der Zahl der technischen Studierenden auf 15 000 für die heutigen Verhältnisse als ausreichend zu bezeichnen wäre. Diese Steigerung müßte eigentlich möglich sein, besonders, da heute die Berufsaussichten auf diesem Gebiet bedeutend besser geworden sind ... —

Wir verzeichnen zunächst mit Genugtuung, daß hier von besonders beachtlicher Stelle mit phantastischen Zahlen aufgeräumt wird, wie man sie mehrfach in die Debatte geworfen hatte. Wenn Professor M e n t z e l eine Studierendenzahl der Technischen Hochschulen von 15 000 angibt, die als ausreichend für die heutigen Verhältnisse anzusehen sei, so darf darauf verwiesen werden, daß in „Technik und Kultur“ schon 1937 gegen die

„Zahlenakrobatik“ Stellung genommen wurde; und in der Schrift: „Reform der Technischen Hochschulen. Mangel an Ingenieur-Nachwuchs. Zwei brennende Fragen“ (Berlin: Walter Krieg Verlag 1937) ist (Seite 76) die notwendige Steigerung der Studierendenzahl mit rd. 60 v. H., d. h. die Gesamtzahl an Studierenden mit 16 000 angegeben! Berücksichtigt man nun, daß die Verkürzung des Studiums sich auch in einer gewissen Vermehrung der Zahl der jährlich in den Beruf eintretenden Diplomingenieure auswirken wird, so darf tatsächlich damit gerechnet werden, daß mit der Erreichung dieser Frequenzzahl der Bedarf gesichert erscheint.

Allerdings trifft das nur dann zu, wenn zwei Bedingungen sich dabei erfüllen: einmal, daß die „Qualität“ der Studierenden bzw. Hochschulabsolventen den zu stellenden Anforderungen genügt, und zum anderen, daß die Diplomingenieure richtig eingesetzt werden. In letzterer Hinsicht kann zweifellos die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen der Zahl der Diplomingenieure und der Fachschulingenieure, das Prof. Mentzel mit 1:6 berechtigt annimmt, sich günstig auswirken. Die „Qualitätsfrage“ ist eine Aufgabe richtiger und zweckmäßiger Auslese und eine Funktion in erster Linie der Anziehungskraft des Berufes auf den tüchtigen Nachwuchs. Und an diesem Angelpunkt muß der Hebel angesetzt werden.

Einkommen der Rechtsanwälte, Ärzte, Dentisten — „Nacht Ausgabe“, Berlin, vom 14. März 1939.

Aus der statistischen Auswertung der Einkommensteuer-Erklärungen der obengenannten freien Berufe machte die Zeitung (nach „Wirtschaft und Statistik“) interessante Angaben. Das „durchschnittliche Jahreseinkommen“ 1934 bis 1936 stellte sich danach:

| | Rechtsanwälte | Ärzte | Zahnärzte | Dentisten |
|------------|---------------|--------|-----------|-----------|
| 1934 . . . | 9 784 | 10 324 | 6 361 | 3 130 RM |
| 1935 . . . | 9 754 | 11 608 | 6 888 | 3 954 „ |
| 1936 . . . | 10 849 | 12 546 | 7 309 | 4 133 „ |

Damit ist naturgemäß kein im einzelnen zutreffendes Bild über die wirtschaftliche Lage der Berufsstände gewonnen. Denn die Einzeleinkommen liegen z. T. weit auseinander; so beispielsweise (1936):

Rechtsanwälte: veranlagt rd. 16 400, davon versteuerten ein Jahreseinkommen von

| | |
|--------------------------------------|--------------|
| mehr als 100 000 RM . . . | 46 Anwälte |
| (insgesamt versteuert 6,5 Mill. RM), | |
| zwischen 50 000 und 100 000 RM . . . | 249 Anwälte, |
| weniger als 3 000 RM . . . | 3000 Anwälte |
| (insgesamt versteuert 5,7 Mill. RM), | |
| weniger als 1 500 RM . . . | 773 Anwälte. |

Ärzte: veranlagt rd. 40 000, davon versteuerten ein Jahreseinkommen von

| | |
|--------------------------------|------------------|
| mehr als 100 000 RM | 41 Ärzte, |
| mehr als 25 000 RM | 3 000 Ärzte, |
| weniger als 3 000 RM | rd. 2 500 Ärzte. |

Bei den Zahnärzten liegen die Verhältnisse wesentlich ungünstiger als bei den Ärzten; kein Zahnarzt versteuert über 100 000 RM, und 2000 Zahnärzte (d. s. über $\frac{1}{5}$ der Veranlagten) versteuern weniger als 3000 RM. Bei den Dentisten bringt es ein Dentist auf 50 000 RM, 14 Dentisten versteuern über 25 000 RM und 6500 (von 14 200 Veranlagten) haben ein Einkommen unter 3000 RM.

Teilt man in versteuertes Einkommen unter und über 3000 RM im Jahre, so ergibt sich folgendes Bild (rd. Zahlen):

| | unter 3000 RM: | über 3000 RM: |
|---------------------|------------------|-------------------|
| Rechtsanwälte . . . | 3 800 (23 v. H.) | 12 600 (77 v. H.) |
| Ärzte | 2 500 (6 v. H.) | 37 500 (94 v. H.) |
| Zahnärzte | 2 000 (20 v. H.) | 8 000 (80 v. H.) |
| Dentisten | 6 500 (45 v. H.) | 7 700 (55 v. H.) |

Um ein noch klareres Bild zu erhalten, müßte das Berufsalter der Veranlagten bekannt sein. Immerhin zeigt sich, daß von diesen freien Berufen der Ärzteberuf am günstigsten abschnitt, denn nur 6 v. H. versteuern weniger als 3000 RM. Eine ähnliche Statistik über die Einkommen der freiberuflichen technischen Berufsträger (Patentanwälte, Beratende Ingenieure, Schriftleiter) wäre sowohl in seinen absoluten Zahlen wie auch im Vergleich mit den Rechtsanwälten, Ärzten und Zahnärzten bestimmt von erheblichem Interesse.

Literatur

Neue Bücher:

Grahl, Fredo: Werkstoffprüfung. — München: Carl Hanser Verlag 1938. Folge 6 der Schriftenreihe „Werkstattniffe“. 79 Seiten, 75 Abbildungen, 5 Tafeln, kart. 2,— RM.

Das Buch ist von einem erfahrenen Fachmann für die Praxis geschrieben; es zeigt an Hand von gut ausgewählten Beispielen die praktische Seite der jeweiligen Prüfungen und gibt Hinweise auf die Anwendung geeigneter Vorrichtungen und Prüfvereinfachungen. Damit ist das Buch eine sehr gute Anleitung für die Einarbeitung in das Gebiet der Werkstoffprüfung, es gibt aber auch dem praktischen Prüfer manche Winke, die ihm seine Arbeit erleichtern können. Auch dem Studierenden kann das Buch empfohlen werden. St.

Pfeiffer, Ed. A.: Unsere Technik. Ihr Stand und ihre Aufgaben, Einführung und Übersicht für jedermann. — Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1938. 350 Seiten, 130 Abbildungen, 8°, geb. 5,50 RM.

Das inhaltsreiche Buch ist zweifellos recht geeignet, jedem, der sich für die heutige Technik interessiert, einen guten Einblick in das technische Geschehen zu geben und Verständnis in das technische Schaffen zu vermitteln. Alle in Frage kommenden Gebiete werden anschaulich und gemeinverständlich behandelt, wobei die gut ausgewählten Zeichnungen das Verstehen wesentlich erleichtern. Das Buch ist bestens zu empfehlen, namentlich auch der reiferen Jugend. Schr.

Deutscher Beton-Verein (E. V.): 41. Hauptversammlung am 8.—10. März 1938: Vorträge. — Berlin-Charlottenburg 2: Zementverlag GmbH, 1939. 600 Seiten, Tafeln.

Das vorliegende „Jahrbuch“ des Deutschen Beton-Vereins gibt neben einer Teilnehmerliste und der Tagesordnung der Hauptversammlung 1938 die mit vorzüglichen Abbildungen versehenen Vorträge wieder, die auf dieser Tagung gehalten wurden. Diese Vorträge bewegen sich naturgemäß im Rahmen des Fachgebietes des Vereines, abgesehen von dem weltanschaulichen Vortrag: „Die Baumeister des Deutschen Volkes“, den Reichschulungswalter E. Maier-Dorn gehalten hat. Daneben sind von allgemeinerem Interesse ein Vortrag von Professor Dr. Grün, Direktor des Forschungsinstituts der Hüttenzementindustrie in Düsseldorf: „Baustoffe und Bauweisen im Wandel der Zeit“ und „Beton im Festungsbau und sein Verhalten gegen Geschoßwirkung“ von Reg.-Baurat Speth beim Heereswaffenamt Berlin.

Das Buch ist nicht nur den Teilnehmern an der Hauptversammlung bzw. den Mitgliedern des Beton-Vereines eine wertvolle Gabe; es ist für alle Bauleute von starkem Interesse, denen die Vorträge wertvolles Material und zahlreiche Anregungen bieten. S.

Leonhardt, Dr. Hans: Industrielle Wehrwirtschaft. Eine Einführung in die praktischen Probleme. — Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1938. — 102 Seiten, kart. 2,50 RM.

Im nationalsozialistischen Staate ist der Wirtschaft eine grundsätzlich andere Stellung zugeordnet als früher, und aus dieser veränderten, dem Ganzen verpflichteten Stellung ergibt sich auch wieder ein anderer Begriff der „Wehrwirtschaft“. Es ergibt sich vor allem die Verpflichtung der Betriebe zum wehrwirtschaftlichen Denken und Handeln; die Staatsführung, die nicht selbst wirtschaftet, aber die Wirtschaft führt, muß andererseits die gesamte Wirtschaft auf den Wehrgedanken ausrichten.

Der Große Krieg hat hinsichtlich der Eingliederung der Wirtschaft in die Landesverteidigung bittere Lehren gegeben. Die Staats- und Wirtschaftsverfassung der Vorkriegszeit, gegründet auf liberalistischen Gedankengängen, war nicht angetan, einen Krieg auch wirtschaftlich so vorzubereiten und durchzuführen, wie es der schicksalhaften Bedeutung eines Krieges entsprach. Darüber ist in den letzten Jahren in der Literatur manche Betrachtung erschienen, und auch das vorliegende Buch geht zusammenfassend auf die sogenannte Kriegswirtschaft 1914—1918 ein.

Schon 1920 habe ich auf die mangelhafte Kriegsvorbereitung vor 1914, auf die improvisierte „Umstellung der Friedensindustrie in Kriegsindustrie“ hingewiesen (Schwarte: „Die Technik im Weltkrieg“, E. S. Mittler & Sohn, S. 552); es dürfte dies die erste Veröffentlichung überhaupt sein, die sich mit diesem Thema befaßte. Unsere heute gänzlich veränderte weltanschauliche Einstellung verlangt, daß sich die Wirtschaft schon im Frieden wehrwirtschaftlich ausrichtet, so daß die „Umstellung“ in einem künftigen Kriege andere Formen haben und eine planmäßige sein wird. Dazu kommt, daß der Einfluß der Technik auf die moderne Kriegsführung seit 1918 gewaltig gestiegen ist und ständig weiter steigt. Für jeden Wirtschaftsführer und Betriebsführer ist die eingehende Beschäftigung mit den Fragen der Wehrhaftigkeit ein Gebot, und sie sind verpflichtet, selbst an der Erarbeitung der Wege mitzuwirken, die zu einer höchsten Bereitschaft und höchster Leistungsfähigkeit im Dienste von Volk und Staat führen, wenn dem Reiche ein Verteidigungskrieg aufgezwungen wird.

Ein vorzügliches Hilfsmittel, das wegweisend in vielen Punkten ist, stellt das vorliegende Buch von Leonhardt dar; es führt in die praktischen Probleme ein und erörtert in drei Teilen: „Wehrwirtschaft als Aufgabe“; „Wehrwirtschaft als Ziel“ und „Wehrwirtschaft als Ergebnis“. Der Vf. ist sich zwar bewußt, in vielen Fragen „Neuland“ beschritten zu haben; aber er hat — wenn auch da und dort sicher gewisse Einwendungen zu machen sind — dieses „Neuland“ gründlich durchpflügt und damit für die eigene Weiterarbeit der Wirtschaft wichtige Fingerzeige gegeben. So darf mit Fug und Recht dieses Buch allen an der Wehrwirtschaft Interessierten dringend zum Studium empfohlen werden.

Dipl.-Ing. K. F. Steinmetz.

Dominik, Hans: Fritz Werner Aktiengesellschaft Berlin. — Leipzig C 1: J. J. Arnd, Verlag Uebersee-Post, 1938. Bd. 17: Der Werkzeugmaschinen- und Werkzeugbau, Schriftenreihe „Deutsche Großbetriebe“ — Zweite, erweiterte Auflage, 118 Seiten, 3 farbige Kunstdrucktafeln, 155 Abbildungen, Din A 5, Halbleinen 2,30 RM.

Der Verlag unternimmt es, mit dieser Schriftenreihe einen weiten Kreise die Kenntnis der deutschen Großbetriebe zu vermitteln. Es ist eine nicht bestreitbare Tatsache, daß in Deutschland unsere Industrie- und Wirtschaftsbetriebe wohl dem Namen nach und etwas mehr im örtlichen oder bezirklichen Kreis bekannt sind, daß aber darüber hinaus die Allgemeinheit kaum sich ein Bild über den Aufbau und die Struktur dieser Betriebe bisher gemacht hat. Dabei beeinflussen diese Schöpfungen deutscher Leistungsfähigkeit und deutschen Unternehmungsgeistes in weitem Maße unsere gesamte wirtschaftliche Grundlage, für die sie zu erheblichem Teile unmittelbar bestimmend sind. Die Schriftenreihe will in Einzeldarstellungen durch die Vielgestaltigkeit der deutschen Wirtschaft führen und greift dazu aus den einzelnen Zweigen jeweils einen der bestgeleiteten und gewissermaßen typischen Betrieb heraus, der im Zusammenhang mit dem Gebiet dieses Wirtschaftszweiges eingehend behandelt wird.

So hat der Vf. als besonderen Betrieb aus dem umfangreichen wichtigen Gebiet der Werkzeugmaschinen und der Werkzeuge die Firma Fritz Werner in Berlin herausgegriffen; er gibt, an Hand instruktiver Abbildungen, zunächst einen Abriss über die „Geschichte der Werkzeugmaschinen“, wobei interessant ist, wie hier — wie auf anderen technischen Gebieten — die Waffenherstellung Schrittmacher der Entwicklung war. Im weiteren wird dann ausführlich auf die Gründung des Werner'schen Unternehmens, seine Entwicklung, auf sein Arbeitsprogramm und seine Erzeugnisse, die Weltruf genießen, eingegangen. Vorzüglich ausgewählte und wiedergegebene Abbildungen unterstützen den Text. Die „innere“ und die „äußere Organisation“ des Unternehmens sind ebenfalls ausführlich dargestellt und mit sinnfälligen Abbildungen erläutert.

Das Buch, flüssig geschrieben, bietet auch dem Ingenieur manche Anregungen und kann nur empfohlen werden.

Schr.

Ewald, Dr. W. F.: Höre — aber mit Vernunft! Kleiner Reiseführer für den Weltenäther. — Herausgegeben von Telefunken, Gesellschaft für drahtlose Telegraphie mbH., Berlin. 32 Seiten, 15 Abbildungen.

Diese, vom Rundfunkhandel abzugebende kleine Schrift bietet dem Rundfunkhörer in der Tat einen „Führer“; sie führt ihn ein in das Wesentlichste, in das „was man wissen muß“ (oder sollte), um vom Rundfunkhören Genuß auch durch das Verständnis für die Erfordernisse und die Möglichkeiten des Rundfunkempfangs zu haben. Die Schrift gliedert sich in folgende Abschnitte: Störungen des Empfanges, Wo soll der Empfänger stehen?, Wie soll der Empfänger bedient werden?, Die Antenne, Der Empfang auf Kurzwellen. Der Verfasser hat es glänzend verstanden, gemeinverständlich den Stoff darzustellen und ihn durch instruktive Zeichnungen zu erläutern und anschaulich zu machen. Jedem Rundfunkhörer sei das Heftchen empfohlen! Mz.

Stahlbau-Kalender 1939. Herausgegeben vom Deutschen Stahlbau-Verband, Berlin, Bearbeitet von Professor Dr.-Ing. G. Unold, Chemnitz. — Berlin: Wilhelm Ernst & Sohn 1939. Fünfter Jahrgang, 581 Seiten, 1188 Abbildungen, geb. 4,50 RM.

Mit jedem Jahre hat sich der „Stahlbaukalender“ stärker eingeführt und ist in der Fachwelt unentbehrlich geworden. Im wesentlichen verdankt er das, neben der Tatsache seines reichen und umfassenden Inhalts, der Berücksichtigung der jeweiligen Entwicklung durch seinen Bearbeiter. So ist auch die neue Auflage mit vielen Verbesserungen versehen und auf den neuesten Stand unter Rücksichtnahme auf die Erfordernisse gebracht, die der Wirtschaftsaufstieg in der Stahlbewirtschaftung und im Bauwesen stellt. Neu ist die Beigabe eines französisch-deutschen und englisch-deutschen Wörterverzeichnisses, um den Verkehr mit Auslands-Fachleuten der Schweißtechnik zu erleichtern und zu fördern.

Einer besonderen Empfehlung bedarf der Kalender nicht, dessen Ausstattung der Verlag alle Sorgfalt angedeihen ließ, Sg.

Deutsche Großbetriebe. Band 41: Elektrowerkzeuge, ihr Bau und ihre Anwendung. Robert Bosch GmbH., Stuttgart. Von Ing. K. Charisius, K. G. Daniels, Dipl.-Ing. E. Gülch. — Leipzig: J. J. Arnd, Verlag Uebersee-Post 1938. — 79 Seiten, 69 Abbildungen, Din A 5, geb. 2,30 RM.

Wir haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, auf das verdienstvolle Unternehmen hinzuweisen, das der Verlag mit dieser Buchreihe durchführt: die Kenntnis der deutschen Industrie und ihrer Leistung in der Allgemeinheit zu verbreiten. Das vorliegende Buch, der weltbekannten Robert Bosch GmbH. gewidmet, soweit es deren Fabrikationszweig der Elektrowerkzeuge betrifft, reiht sich den bisher erschienenen Bänden ein und kann ebenso empfohlen werden. Zu loben sind insbesondere die zahlreichen gut ausgewählten Abbildungen und der klare, übersichtliche Text. S.

Meisner, Andreas: Perpetuum mobile. Eine theoretische und praktische Lösung. — Oberaltstadt bei Trautenau: Selbstverlag des Verfassers 1938. — 117 Seiten, 1 Tafel, brosch. 3,60 RM.

Der Verfasser, der (wie im Vorwort gesagt) seine Konstruktion zum Patent angemeldet hat, ist der Meinung, daß er einen Weg zur positiven Lösung der Frage des perpetuum mobile gefunden hat. Das ist — nebenbei gesagt — schon immer die feste, und leider nur selten zu erschütternde Überzeugung der Erfinder solcher Apparate gewesen, obschon sie stets Schiffbruch leiden mußten. Mit seinem Buche will der Verfasser seine Gedankengänge und seine Konstruktion, die er in zwei Ausführungsbeispielen auf der beigegebenen Tafel darstellt, der „Allgemeinheit zur Überprüfung zur Verfügung stellen“. Zwar haben, wie das Vorwort darlegt, zwei „wissenschaftliche Fachmänner“ das Buch vor Herausgabe geprüft und haben die „Frage, ob die Maschine ein Perpetuum mobile sein kann“ „uneingeschränkt verneinend“ beantwortet; aber der Verfasser hat sich davon nicht abhalten lassen, das Buch mit gewiß nicht geringen Kosten drucken zu lassen und die Patente (in der Tschechoslowakei und in Deutschland) anzumelden. Denn er ist nun einmal überzeugt, daß durch seine Konstruktion das „Gesetz der Erhaltung der Energie“ nicht verletzt wird, sondern daß ein Energieüberschuß „erspart“ und nicht „erzeugt“ würde.

Des Besprechers Aufgabe ist es nicht, den etwaigen Fehler in den Berechnungen des Verfassers nachzu-

weisen; gestattet ist ihm aber zu sagen, daß es wohl gleichgültig ist, ob man davon spricht, daß man einen Teil der zugeführten Energie „erspart“, um ihn dann nutzbar zu machen oder ob man von einem Energieüberschuß, der „erzeugt“ wird, redet; auf alle Fälle: der Maschine wird Energie zugeführt und sie soll mehr Energie abgeben, als ihr zugeführt wurde.

Das Buch ist es wert, studiert zu werden, und es wäre zu wünschen, daß recht viele sachkundige Äußerungen dem Verfasser zügingen. Ob diese aber ihn von der praktischen Unmöglichkeit eines perpetuum mobile überzeugen werden, kann aus den Erfahrungen mit zahlreichen Vorgängen bezweifelt werden. Neuartig ist jedenfalls die Konstruktion!
K. F. Steinmetz.

Betriebstechnisches Taschenbuch. Herausgegeben von Dipl.-Ing. Hugo Kott haus (unter Mitwirkung von weiteren Fachleuten). — München: Carl Hauser Verlag 1939. 412 Seiten, zahlreiche Abbildungen im Text, Format 10,5×17 cm, geb. 6,50 RM.

Dem Konstruktionsingenieur stehen eine Reihe bekannter „Taschenbücher“ oder „Kalender“ zur Verfügung, die teilweise auf eine alte Tradition zurückblicken können und gewissermaßen feste Formen angenommen haben; sie gehören zum selbstverständlich gewordenen „Handwerkzeug“ auf dem technischen Büro. Das weite Gebiet der Fabrikation, die in den letzten Jahrzehnten stetig an Wichtigkeit gewonnen hat und heute einen ausschlaggebenden Faktor darstellt, entbehrt bisher ein solches Hilfsmittel bzw. handliches Nachschlagewerk. Das vorliegende „Taschenbuch“ kommt deshalb zweifellos einem längst gespürten Bedarf entgegen. Herausgeber und Mitarbeiter haben es verstanden, aus den Bedürfnissen der Praxis heraus für den Betriebsmann, gleichviel an welcher Stelle des Betriebes er steht und welches seine betrieblichen bzw. fabrikatorischen Aufgaben sind, ein brauchbares, nützliches Handbuch zu schaffen, dem man nur wünschen kann, daß es zur „Hütte“ des Betriebsmannes wird! Im einzelnen umfaßt das Taschenbuch:

„Werkstattwichtige Zahlen und Angaben“;
„Werkstoffe und Hilfsstoffe“;
„Arbeitsverfahren und Vorrichtungsbau“;
„Messen und Prüfen“;
„Elektrotechnik für den Betriebsingenieur“;
„Sonderaufgaben des Betriebsingenieurs“;
„Refa“;
„Berufskrankheiten“.

Diese Aufzählung der Hauptkapitel zeigt den reichhaltigen Inhalt des Buches, das bestens allen Betriebsleuten empfohlen werden kann. Der Text ist klar und verständlich, trotz Zusammenraffung doch im wesentlichen erschöpfend, die Abbildungen sind einprägsam und gut ausgewählt. Der Verlag hat in Druck und Ausstattung alle Sorgfalt aufgewendet und den Preis angemessen gestaltet.
M.

Zeitschriften:

Deutsche Technik. Die technopolitische Zeitschrift. Herausgeber: Der Leiter des Hauptamtes für Technik, Generalinspektor Prof. Dr.-Ing. Fritz Todt, Reichswalter des NSBDT. — München: Verlag der Deutschen Technik GmbH. 7. Jahrgang, März 1939, Seiten 105—156.

Vom berufspolitischen Standpunkt interessieren in dem vorliegenden Heft namentlich zwei Abhandlungen: „Technikerfeindliche Stadtverwaltungen“ und „Der Konstruktionsingenieur — Einsatz und Mensch.“

Der erstgenannten Veröffentlichung hat Dr.-Ing. F. Todt ein kurzes Vorwort gegeben, in dem er darauf hinweist, daß die Beseitigung der in dem Aufsatz mitgeteilten Feststellungen wesentlich dazu beitragen würde, das Nachwuchsproblem positiv zu fördern. Der Aufsatz selbst bringt in gedrängter Form die Tatsache, daß in einer Reihe von Städten die Techniker in führenden Stellungen fehlen, daß technische Belange von anders vorgebildeten Kräften vertreten werden usw. Die mitgeteilten positiven Angaben aus den Verwaltungen namhaft gemachter Städte zeigen treffend die Zurückdrängung der technischen Berufsträger. Auf Einzelheiten kann hier verzichtet werden, da diese Verhältnisse im Gemeindedienst bereits August 1938 hier in „Technik und Kultur“ (Seiten 101—104) eingehendst dar-

gelegt wurden; die dort mitgeteilten Angaben decken sich im wesentlichen mit denen in „Deutsche Technik“ gemachten, die Lage hat sich also inzwischen entscheidend nicht geändert. Der genannte Aufsatz stellt am Schluß fest:

„Es ist hohe Zeit, hier Wandel zu schaffen. Der Techniker hat zu den großen politischen Erfolgen des letzten Jahres in vorderster Linie beigetragen. Die Statistik der Hochschulen läßt immer noch einen bedenklichen Rückgang des technischen Studiums im Verhältnis zu anderen Disziplinen erkennen. Ein entscheidendes Mittel um fähige Köpfe für die technische Laufbahn zu gewinnen, ist die Einräumung der verwaltungsmäßigen und gesellschaftlichen Stellung, die der führende Techniker auf Grund seiner Arbeit beanspruchen muß.“

Solcher Feststellung ist hier nichts hinzuzufügen, sie bestätigt, was wir seit Jahr und Tag vertreten haben. Aber klarzustellen ist, auf welchem Wege „hier Wandel“ geschaffen werden kann. Darüber wird noch eingehender die Rede sein müssen.

Der andere genannte Aufsatz (Verfasser Dipl.-Ing. Dr. techn. H. Wögerbauer, Wien) beschäftigt sich eingehend mit dem „Konstruktionsingenieur“ und seiner Stellung im Rahmen von Volk und Staat, aber auch der innerhalb des Berufskreises selbst und im Werk. Der Verfasser zieht aus seiner Untersuchung den Schluß:

„Der deutsche Konstruktionsingenieur besteht nicht nur als ein abstraktes Idealbild. Er ist in seiner lebenden industriellen Wirklichkeitsform tatsächlich die höchste technisch-schöpferische Kraft der Nation. Daß er nicht als Kämpfer und Werber für seine Sache auf den Plan tritt, ist bei den heutigen Konstruktionsingenieuren einerseits durch die psychologische Entwicklung und nicht zum geringeren auch dadurch bedingt, daß über konstruktive Arbeiten aus rechtlichen und wehrtechnischen Gründen sehr häufig nicht gesprochen werden darf, so daß die typische Schweigsamkeit geradezu als für die Arbeit notwendige Vorbedingung erscheint.“

Heraklith-Rundschau. Hausmitteilung der Heraklith-Werke Simbach und Radentheim. 10. Jahrgang, Nr. 6, November 1938.

Dieses Heft ist der Anwendung von Heraklithplatten beim Bau von Einfamilienhäusern gewidmet und darf deshalb allgemeineres Interesse beanspruchen umsomehr, als eine Reihe von diesen dargestellten Bauten sich mit Jahr und Tag bewährt haben, und zwar unter den verschiedenen klimatischen Verhältnissen.

Technische Mitteilungen Krupp: Forschungsberichte. Herausgegeben von Ed. Houdremont, Essen. — 2. Jahrgang, Heft 1, Februar 1939; Heft 2, Februar 1939.

Das Heft 1 berichtet über den „Zusammenhang zwischen Kokssatz und Abgaszusammensetzung bei Kupolöfen verschiedener Durchmesser“; Verfasser: H. Jungbluth und E. Brühl.

Im Heft 2 veröffentlichten P. Schafmeister und R. Ergang über „Das Zustandsschaubild Fe—Ni—Gr unter besonderer Berücksichtigung des nach Dauerglühungen auftretenden spröden Gefügebestandteiles.“

Volkstum und Heimat. Zeitschrift für nationalsozialistische Kulturarbeit. Herausgegeben von der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. — Berlin: Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung. 47. Jahrgang, Nr. 12, Dezember 1938.

Mit ausgezeichneten Bildern, die den Text glücklich unterstützen und anschaulich machen, bringt das Heft u. a. einen Aufsatz „Sinbilder“ an Bauten in westfälischen und lippischen Ortschaften; einen ausführlichen Bericht über das neue Buch von Eichenauer: „Polyphonie — die ewige Sprache deutscher Seele“; „Gymnastik und Tanz“.

Technische Mitteilungen Krupp. Technische Berichte. — Essen: Fried. Krupp Aktiengesellschaft, — 7. Jahrgang, Heft 1, Februar 1939.

Das erste Heft des (7.) Jahrganges 1939 enthält einen bebilderten Aufsatz von E. Ehmsen in Kiel: „Die Entwicklung des einfach wirkenden Zweitakt-Krupp-Dieselmotors der Kreuzkopfbauart.“ Der Verfasser nimmt die Ende 1938 erfolgte Lieferung des bisher größten Motors dieser Bauart, den Krupp (Germaniawerft) für das 7200-t-Fahrgast-Motorschiff „Aurora“ der Reederei A. B. Atlanta in Helsingfors gebaut hat, zum Anlaß, um an Hand von Ausführungsbeispielen die Entwicklung dieser interessanten und erfolgreichen Bauart darzustellen und Richtlinien für die Weiterentwicklung aufzuzeigen. Zahlenmäßig zeigt eine Zusammenstellung der verschiedenen Bauarten von 1911 bis 1936 diese Entwicklung. Danach leistet der letzte Motor für die „Aurora“ bei 8 Zylindern 4800 PS, bei 110 n/min., während der erste Motor (1911) bei 6 Zylindern 1100 PS bei 120 n/min. leistete. Gegenüber einem Zylinderdurchmesser von 500 mm und 800 mm Kolbenhub des ersten Motors weist der letzte 720 mm Zylinderdurchmesser und 1300 mm Kolbenhub auf; der mittlere effektive Kolbendruck beträgt 4,37 bzw. 4,64 kg/qcm, die mittlere Kolbengeschwindigkeit 3,2 bzw. 4,77 m/sec.

Aus der Natur (Der Naturforscher). Bebilderte Monatschrift für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften und ihre Anwendung in Naturschutz, Unterricht, Wirtschaft und Technik. — Berlin-Lichterfelde: Hugo Bermühler Verlag. 15. Jahrgang, Heft 10, Januar 1939.

An Hand vortrefflicher Photos führt H. Scheibenpflug in einem Aufsatz „Fährten und Spuren am Wanderweg“ den Wanderer in das Lesen der Wildspuren ein, die sich auf dem winterlichen Feld und im beschneiten Wald abzeichnen. „Die Ahnen unseres Hauspferdes und ihre Rückzüchtung“ von Dr. J. Kliefoth, „Von unserem Igel“ von Prof. Dr. K. Herter und „Von den Schillerfarben der Vögel“ von Studienrat K. Gentil — diese drei Abhandlungen dürften alle Tierfreunde lebhaft interessieren und ihnen willkommenen Aufschlüsse sowie auch mancherlei Anregungen geben. Dem botanisch eingestellten Leser dienen die Aufsätze: „Der aufsteigende Safftstrom der Bäume“ (Dr. E. Rouschal) und „Beobachtungen an der Zimmertanne“ (Dr. Th. Ph. Haas). Weitere Abhandlungen sind: „Die Schluchten des Yangtse“ von Prof. Dr. K. Krejci-Graf und „Die deutschen Erdöllager und ihre heutigen Förderzahlen“ von Dr. K. Schmorl. — Zahlreiche kleine Beiträge, Bücherschau usw. vervollständigen den reichen Inhalt des Januarheftes dieser stets vorzüglichen Zeitschrift für den Naturfreund.

— 15. Jahrgang, Heft 12, März 1939, Seiten 405 bis 438.

Das den 15. Jahrgang der Zeitschrift abschließende Heft wird von einem bebilderten Bericht: „Vorfrühling in Lappland“ von Professor Dr. A. Thienemann eingeleitet; der Vertiefung der Erkenntnisse der Vererbung dient ein Aufsatz (mit Abbildungen) von Professor Dr. H. Nachtsheim: „Erbleiden bei Mensch und Tier“. Von den in Deutschland ausgerotteten Luchs berichtet an Hand von prächtigen Naturaufnahmen Dr. F. Graf Zedtwitz. Für den Vogelfreund ist von besonderem Interesse „Die Wiedereinbürgerung der Nachtreiher“, worüber an Hand von zwei Naturaufnahmen der Direktor des Tiergartens Frankfurt a. Main, Dr. G. Steinbacher, berichtet. Den Botaniker bringt Neues der Aufsatz von Dr. H. Borriss: „Wechselseitige Beziehungen der Pflanzenteile“. Von ganz allgemeinem Interesse ist die Abhandlung von Dr. H. Weidner: „Tierische Schädlinge und Volkswirtschaft“. — Der reiche Inhalt an Aufsätzen, die das Heft bringt, wird ergänzt und vervollständigt durch zahlreiche kleinere Beiträge aus allen Gebieten sowie durch eine Bücherschau naturkundlichen Schrifttums.

Glasers Annalen. Zeitschrift für Verkehrstechnik und Maschinenbau. Organ der Deutschen Maschinentechnischen Gesellschaft. — Berlin: F. C. Glaser. — 63. Jahrgang, Heft 4, 15. Februar 1939.

Dr.-Ing. I. Geiger, Augsburg, berichtet „Über den Einfluß der verhältnismäßigen Größe

der Einzelmassen auf die Stärke von kritischen Drehzahlen“; ausgehend davon, daß durch torsographische Messungen beobachtet wurde, daß bei einem gegebenen Motor ein und dieselbe erregende harmonische Drehkraft zu stärkeren zusätzlichen Drehbeanspruchungen der Welle führt, wenn infolge Änderung der Schwungmassen außerhalb des Motors die zugehörige Eigenfrequenz der Wellenleitung höher liegt. Vf. untersucht den Einfluß der Massenverteilung und der Lage des Angriffspunktes der Dämpfung auf die Größe der durch Aufschaukelung entstehenden zusätzlichen Beanspruchung. Das Heft enthält u. a. ferner: „Gekröpfte Lokomotivachsen“ von Oberregierungsrat a. D. F. Zimmermann und „Zusätzliche Stelleisicherung in Peyinghaus-Wagenachslagern“ von Techn. Reichsbahn-Assistent Nachtwey.

—, Heft 5, 1. März 1939, Seiten 49—70.

Einen zusammenfassenden Überblick über „Reichsbahn und Werkzeugmaschinenbau in den letzten Jahren“ gibt an Hand von zahlreichen Abbildungen Oberreichsbahnrat W. Schweth (Köln) aus Anlaß der Ausstellung von Werkzeugmaschinen auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse. Auf der Messe wurden auch Fräsmaschinen vorgeführt, deren Grundlage und Arbeitsweise für „Gleisfräsen“ in einen weiteren Aufsatz eingehend behandelt werden. Schließlich gibt das Heft einen Überblick über die Messe selbst, geordnet nach Ausstellungsfirmen.

Der Altherrenbund. Amtliches Organ des NS.-Altherrenbundes der Deutschen Studenten. — 1. Jahrgang, Folge 9, März 1939.

Dr. Frank berichtet zusammenfassend über die Akademische Nachwuchsnot; er kommt zu dem Schluß, daß „zur Steuerung der akademischen Nachwuchsnot ... eine weitgehende Vermehrung der Fördermittel ... eine unaufschiebbare Notwendigkeit“ ist. Denn: „Trotz aller Bemühungen des Reichsstudentenwerkes und der für die soziale Betreuung des deutschen Studententums verantwortlichen Kräfte konnte bis zum heutigen Tage in der dringend notwendigen Erhöhung der Förderungsmittel nicht Schritt gehalten werden mit den wachsenden Bedürfnissen des praktischen Lebens.“

Ein Aufsatz über „Die Liquidation von Altherrenvereinen“ gibt Hinweise zur Beachtung der Altherrenvereine für die Verwendung der bleibenden Restwerte; „Angesichts der überaus geringen Mittel, die dem NSD.-Studentenbund von der Gesamtpartei zur Verfügung gestellt werden können, ist es eine selbstverständliche Pflicht aller AHV. und HV., im Sinne ihres allen Gemeinschaftsgeistes und ihrer alten Solidarität, ihre Vermögenswerte heute im Rahmen der Kameradschaftserziehung, im Rahmen des neuen Aufbaues der Altherrenschaften oder gegebenenfalls für besondere Zwecke des Reichsstudentenführers im Rahmen des Reichsstudentenwerkes zu erhalten.“

Eine Übersicht: „Aus der Arbeit der Gauverbände“ gibt ein Bild über die weitere Entwicklung des Altherrenbundes.

AEG.-Mitteilungen. Hausmitteilung der AEG. Heft 2, Februar 1939. Sonderheft: Stromrichter in der Industrie; Beilage: Das Kraftwerk, Heft 1.

In reichhaltig bebilderten Aufsätzen werden behandelt: Stromrichteranlagen für Walzwerke; Umkehrstromrichter mit Gleichlaufregelung für Universalwalzenstraße; Gittergesteuerte Stromrichter für Werkzeugmaschinenbetrieb, insbesondere zum Betrieb von Hobelmaschinen; Feinststeuerung großer Leistungen über Stromrichter; Besonderheiten der Antriebe mit drehzahlabhängiger Belastung; Großgleichrichteranlagen (64 000 kW und 33 200 kW); Bahngleichrichteranlagen für Industriebetriebe; einfache Röhrenstoßregler für Wechselstromerzeuger mit stark schwankender Last; Oxydglühkathoden- und Trockengleichrichter in Sendeanlagen; Regelmöglichkeiten des Umrichters für Induktionsofenbetrieb; Kleine Eisenstromrichter; Glühkathoden-Stromrichtergefäße; AEG.-Niederspannungs-Glühkathoden - Gleichrichter; Leistungsfähigkeit des Selen-Trockengleichrichters.

Als Beilage ist dem Heft die erste Ausgabe über „Das Kraftwerk“ beigegeben, die eingeleitet wird von einem instruktiven Aufsatz über: „Einige grundlegende Gesichtspunkte für das Entwerfen von Kraftwerken“ (mit zahlreichen Abbildungen).

Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht. Zeitschrift der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht e. V. (GRÜR.). — Berlin: Verlag Chemie G. m. b. H. — 44. Jahrgang, Nr. 2, Februar 1939, Seiten 89—152.

Ausführlich behandelt Rechtsanwalt Prof. Dr. W. Fischer die Frage „Geistiges und gewerbliches Schaffen“; er arbeitet für das Recht des geistigen und das des gewerblichen Schaffens gemeinsame Grundzüge heraus, die auf die Anerkennung und dem Schutz der Leistung beruhen, und die geeignet sind, auch für das Recht des gewerblichen Schaffens zu einheitlichen Rechtssätzen positiver Gestaltung zu kommen. — In das Gebiet des Wettbewerbsrechts führte eine Abhandlung „Ungewöhnliche Vorteilsgewährung in Werbung und Absatz“ von Rechtsanwalt Dr. P. Nerretter, der das Ergebnis seiner eingehenden Untersuchung in folgenden Leitsätzen zusammenfaßt:

- „1. Werbegaben, Verkaufserleichterungen und Leistungssteigerungen können nur dann als sittenwidrig im Sinne des UWG, § 1 angesehen werden, wenn sie die Gefahr einer Irreführung der Kaufinteressierten begründen, oder wenn sie geeignet sind, den Kaufentschluß durch Schaffung einer moralischen Zwangslage herbeizuführen. Die Feststellung, daß es sich um unsachliche oder nicht übliche Wettbewerbsmaßnahmen hierbei handle, vermag ein Verbot auf Grund des UWG, § 1 nicht zu rechtfertigen.
2. Soweit wirtschaftspolitische Erwägungen gegen die Zulässigkeit der Vorteilsgewährung sprechen, muß eine dahingehende Regelung im Gesetzes- oder Verordnungswege erfolgen. Die Heranziehung wirtschaftspolitischer Gesichtspunkte im Wege der Rechtsprechung zu UWG, § 1 begegnet Bedenken, da Anordnungen dieser Art nicht in den Aufgabenkreis der Gerichte fallen. Wenig glücklich erscheinen auch Einzelmaßnahmen jeder Art, da solche nur zur Zersplitterung des Wettbewerbsrechts führen.“

Kälte. Fachzeitschrift für das gesamte Gebiet der Kältetechnik und der angrenzenden Industrien. — Augsburg: Verlag für Kältetechnik Karl Breul. — 14. Jahrgang, Heft 11, November 1938.

In der Hauptsache enthält das Heft einen mit Abbildungen versehenen Aufsatz: „Erfahrungen und Neuerungen bei vollautomatischen Klein- und Groß-Mehrraum-Kühlanlagen“ mit besonderen Kühlraumverdampfern, insbesondere für direkte NH₃-Verdampfung, mit selbsttätiger, individueller Universal-Temperatur-Regelung für alle Kühl- und Gefrierräume und selbsttätiger individueller Universal-Betriebs-Regelung für Luftumwälzung, Lufterneuerung, Verdampfer, Kältekompressor und Kältemittelsteuerung nebst Schnell-Abtau-Einrichtung für die einzelnen Verdampfer.

Dissertationen:

Schenkel, Gerhard: Über das Vektorpotentialfeld und elektrische Feldstromflussener Torocide. — TH Hannover; Promotion: Dr.-Ing. 27. 6. 1938. Referent: Prof. Dr. Schlotzka, Korreferenten: Prof. Dr. R. Becker, Prof. Dr. G. Prange. — Leipzig: Frommhold & Wendler 1938.

Bachus, Dipl.-Ing. Ernst: Über eine Möglichkeit der Auswertung von Arbeitsplänen für die Preisermittlung von Großbauten. — TH Hannover; Promotion: Dr.-Ing. 2. 6. 1938, Bericht-erstatte: Prof. Simons, Mithberichterstatte: Prof. Dr.-Ing. Gaede.

Masch, Dipl.-Ing. Ludwig Wilhelm: Über Bromierungen in der Pregnanreihe. — TH Danzig; Promotion: Dr.-Ing. 8. 7. 1938. Referent: Prof. Dr. H. Albers, Korreferent: Prof. Dr. E. Glimm. — Würzburg-Aumühle: Konrad Tritsch 1938.

Schween, Dipl.-Ing. Günther: Die Beheizungsanlage der Stabianer Thermen in Pompeji. — TH Dresden; Promotion: Dr.-Ing. 3. 4. 1937. Referent: Prof. Dr.-Ing. H. Sulze, Korreferent: Prof. Dr.-Ing. W. Pauer. — Hamburg: H. Schimkus 1938.



Dittrich, Dipl.-Ing. Walter: Statische und dynamische Untersuchung von Schraubensicherungen. — TH Dresden; Promotion: Dr.-Ing. 22. 6. 1938. Referent: Prof. Dr. G. Berndt, Korreferent: Prof. Dr. K. Kutzbach.

Georgens, Dipl.-Ing. Cornelius: Beiträge zur physiologischen Spezialisierung der Keimdrüsenhormone. — TH Danzig; Promotion: Dr.-Ing. 10. 9. 1937. Referent: Prof. Dr. H. Albers, Korreferent: Prof. Dr. E. Glimm.

Dannenberg, Dipl.-Ing. Heinz: Über einige Umwandlungen des Androstanoandions und Testosterons. — TH Danzig; Promotion: Dr.-Ing. 12. 10. 1937. Referent: Prof. Dr. H. Albers, Korreferent: Prof. Dr. E. Glimm.

Jappe, Dipl.-Ing. Hans Rüdiger, Obergeringieur b. d. Waggonfabrik Danzig AG.: Beitrag zur Berufsgenossenschaftlichen Unfallbekämpfung und Statistik in der deutschen Eisen- und Stahlindustrie. — TH Danzig; Promotion: Dr.-Ing. 15. 6. 1937. Bericht-erstatte: Prof. H. Behrenst, Mitarbeiter: Prof. Dr. B. Lembke.